

Heimat & Identität - knappe Güter unserer Zeit

- Überlegungen & Ansätze
zu einer
interkulturellen Kommunalpolitik

Ein Feature zu
„Angekommen! - Aufgenommen?
Studenten-Wettbewerb zur Integration von Ausländerinnen und
Ausländern
in Deutschland“
des Bundesinnenministeriums,
April 2001

Autor:
Michael Blume
-Student der Religions- & Politikwissenschaften im 3.Semester-

Dankbar gewidmet
meiner Heimatstadt Filderstadt
in der viele Menschen vielerlei Herkunft
für- und miteinander mehr und mehr bewegen,
nicht zuletzt sich selbst...

Inhaltsübersicht

Seite 1.	Inhaltsübersicht & Gliederung
Seite 2.	Ein bittersüßes Vorwort
Seite 3.	I. Vom „Wossi“ zum Heimischen – Eine persönliche Geschichte vom Ankommen
Seite 6.	II. Der andere – Bedrohung oder Bereicherung?
Seite 9.	III. In welchen „immateriellen Werten“ fühlen sich denn Mehr- und Minderheiten voneinander bedroht?
Seite 10.	IV. Identität und Heimat – knappe Güter unserer Zeit
Seite 15.	V. Das Denkwerkzeug Sprache
Seite 17.	VI. Die Kunst, sich selbst im anderen zu begegnen
Seite 22.	VII. Die Stadtbürgerschaft - Ein Ansatz zum Wiederentdecken
Seite 25.	VIII. Die bisherigen Instrumente der „Ausländer- und Integrationspolitik“ - Eine kritische Würdigung
Seite 27.	IX. Das interkulturelle Bürgerengagement
Seite 28.	X. Die/Der Beauftragte für interkulturelle Bürgerbeteiligung
Seite 28.	XI. Der interkulturelle Ring
Seite 30.	Schlußwort
Seite 31.	Zusammenfassendes Thesenpapier

Anlagen:

- „Sehnsucht“ – Gedicht einer jungen Muslima
- Brückenbau konkret: Christlich-Islamische Gesellschaft Region Stuttgart
- Verknüpfungen: Magisterurkunde von Immanuel Kant
- Interkulturelle Kommunalpolitik: Eine Diskussionsvorlage

Ein bittersüßes Vorwort

Herzlich willkommen, liebe Leserin oder lieber Leser, zu diesem Essay, das ganz anders sich entwickelt hat, als sich der Verfasser dies anfangs vorgestellt hatte. Denn mit dem Titel des Wettbewerbs „Angekommen! – Aufgenommen“ lockte eine schöne Falle, eine gemeine, fiese, schöne Falle!

Dabei schien doch anfangs alles so einfach, so klar: „Das ist doch was für dich, da kennst du dich doch aus: >Zur Integration von Ausländerinnen und Ausländern in Deutschland.<, da kannst du doch viel schreiben aus deinem kommunalpolitischen und interreligiösen Engagement und vor dem Hintergrund deines Studiums!“, so wurde ich angelockt, vor allem vom eigenen Ego und dann der selbst eingeholten Ermutigungen durch meine Frau Zehra und einige Freunde.

Die ersten Entwürfe dieses Essays sahen denn auch dementsprechend aus: gestelzte, halbwissenschaftliche Abhandlungen, versuchsweise legitimiert mit der Aura gelesener Bücher und gewürzt mit Erlebnissen, die Kompetenz signalisieren sollten.

Aber diese Entwürfe (es waren derer drei) hörten nach wenigen Seiten alle immer wieder an einem sehr verstörenden Punkt auf: bei mir selbst.

Nun gehöre ich zu der fröhlichen Minderheit dieses Landes, die trotz allen offenkundigen Scheiterns immer wieder versucht, ihr Leben und Wirken an christlichen Maßstäben auszurichten. Und ein ganz wichtiger dieser Maßstäbe ist doch wohl der, sich selbst nicht allzu wichtig zu nehmen. Also habe ich versucht, lange versucht, vom Thema Abstand zu halten, distanziert zu argumentieren, von oben herab zu beleuchten, persönliche Bezüge nicht zu stark werden zu lassen, nicht zu entlarvend...

Aber diese Falle ist zugeschnappt, hat mich scheitern lassen, immer wieder an einer ganz unschuldigen Stelle: Aus welcher Perspektive sollte ich schreiben? Aus der des „Aufnehmenden“ – oder etwa der des „Angekommenen“?

Aber wenn ein Feature persönlich wird, wenn die Distanz schrumpft, dann steht plötzlich eben nicht mehr nur eine Meinung zu einem x-beliebigen Thema zur Disposition – nein, dann geht es plötzlich auch um einen selbst, um die eigene, geprägte Persönlichkeit und die Fragen von Annahme und Ablehnung (Ankommen? Aufnehmen?) werden direkter... existenzieller...

Nun geht es plötzlich nicht mehr nur darum, WAS der Verfasser alles so gelesen, getan und gedacht hat – sondern vielmehr um die Frage nach dem WARUM...

Eigentlich wäre an diesem Punkt das „Ausweichen“ angesagt, dass unauffällige Ad-Acta-Legen dieses Wettbewerbes. Nur unglücklicherweise hatte ich bereits –wie erwähnt- mit einigen, mir wichtigen Menschen hierüber gesprochen, mich ermutigen lassen und mich im Glanze fremder und eigener Zuversicht ein wenig gesonnt.

Und jetzt einfach NICHTS zu schreiben... das wäre irgendwie schwer zu vermitteln, den anderen und mir selber auch. Was sollte ich denn sagen, warum? Dass ich über „Angekommen? – Aufgenommen?“ nicht mehr schreiben konnte, als ich erkannte, dass es mich selbst viel zu sehr anging?

Ja, das macht sich prima, in der Kommunalpolitik und im interreligiösen Dialog große Töne zu spucken und sich dann wegzuducken, wenn es um einen selbst geht. Ganz prima macht sich das, vor den anderen... und vor dem Spiegel...

Hier sitze ich also nun, in der Falle dieses Wettbewerbsthemas...

Und ich hab's ja versucht, zweifach versucht, genauso distanziert-wissenschaftlich das Thema anzugehen wie es von gestandenen Kulturwissenschaftlern erwartet wird, dann (im 3.Versuch)

wollte ich abgeklärt-weise rüberkommen wie der Stuttgarter Alt-OB Rommel in seinem neuesten Band „Holzwege zur Wirklichkeit“; aber ich bin beides einfach (noch?) nicht, nicht fertiger Wissenschaftler und schon gar nicht altersweise, und fürchte, man würde es nur zu deutlich merken, wenn ich vorzugeben versuchte, es zu sein.

Diese Arbeit schreibt nun einmal ein junger Mensch mit Prägungen und Erfahrungen, dessen Biographie ihn an dieses Thema geführt haben, mit vielen Träumen und Vorstellungen, wo noch nicht alles durchdacht ist und mancher Gedanke, manches Gefühl noch etwas uneingezäunt herumspringt. Bin ich halt stolz darauf, was soll's denn, liegt doch gerade eh im Jugendwahn-Trend – steh'n wir halt dazu! Und die Ideen und Ansätze versuche ich mal trotzdem rüberzubringen, auf meine Weise und in meiner Sprache – schauen wir einfach mal, was aufgenommen wird und was ankommt.

Denn im Laufe dieser Arbeit ist mir eine Idee gekommen, die ich hier einfach mal ungeschützt aussprechen möchte: vielleicht ist die Frage „Angekommen? – Aufgenommen?“ ja eben nicht „nur“ Immigrantensache, sondern berührt eigentlich viel mehr Menschen unseres Landes, die aus den verschiedensten Gründen bei und für sich ‚Heimat‘ und ‚Identität‘ suchen!? Vielleicht ist das ja auch eine logische Folge der Spruchweisheit: „Wir sind doch alle Menschen!“ Und vielleicht würden es helfen, wenn wir uns dies auch selbst hin und wieder ehrlich vor Augen führten – statt über die jeweils „anderen“ nachzugrübeln, als kämen diese von einem anderen Planeten...

Womit wir bei einer bittersüßen Überleitung wären... nach Sachsen.

M. Blume

I. Vom „Wossi“ zum Heimischen

- Eine persönliche Geschichte vom Ankommen

Kennen Sie den? Was unterscheidet einen Türken von einem Sachsen? Der Türke kann Deutsch und hat Arbeit! Hahaha!

Mein Vater war 1975 im Begriff einen Fluchtversuch aus der damaligen DDR zu unternehmen, ahnte jedoch nicht, dass er schon länger unter Beobachtung war.

Nach längerer Haft zu Bautzen wurden er und meine Mutter nach Westdeutschland abgeschoben, offenbar mit-freigekauft von den Milliardenkrediten zwischen F.J.Strauß und Schalck-Golodkowski. „Im Westen“ kam dann ich dazu.

Natürlich war ich also vom ersten Tag in juristischem Sinne „Deutscher“ – und da mir meine Eltern nichts Gegenteiliges vermittelten, ich auch keine andere Sprache sprach (außer man definiert familiär tradierte, sächsische Einsprengsel gleich als „eigene Sprache“), nicht anders aussah und mir auch die Tatsache, dass ich nicht getauft war, zunächst ziemlich gleichgültig war, machte ich mir hierzu auch kaum Gedanken.

Die Mutter eines Freundes wohl schon – und sie gab ihre Gedankengänge offenbar auch gerne weiter. So erfuhr ich also eines Morgens von meinen Bis-dahin-Freunden, dass ich „eigentlich“ ja ein Ausländer sei und ich daher leider nicht mehr zu ihnen „dazugehören“ könne.

Das war dann doch ein bißle ein Schock, denn dass ich in irgendeiner Hinsicht „anders“ sein sollte, war mir nie bewußt gewesen, nun aber machte ich die Erfahrung, das ein Schulweg alleine doppelt so lang ist, und jede Schulpause, jeder freie Nachmittag auch.

Nach einer Weile versuchte es ich daher beim zweiten, großen Teil unserer Klasse: meinen Mitschülern ausländischer, vor allem türkischer Herkunft.

Mein Gesuch um Aufnahme in diese Runde wurde jedoch genüßlich abgeschmettert: ich sei nun einmal „Deutscher“ (die Originalbezeichnung war „Kartoffel“) und als solcher könne ich auch hier keinesfalls „dazugehören“. Dummerweise hatte ich darüberhinaus mit meinem

Aufnahmegesuch offen signalisiert, dass ich ohne den Schutz einer Clique stand, gruppenspezifisch gesprochen sozusagen „vogelfrei“ war.

Naja, Schwäche soll man nicht zeigen und bis auf das eine Mal mit dem Hausschuh kann ich mich heute an diverse Verfolgungsjagden und Prügel kaum noch erinnern. Ich nehme an, andere traf und trifft es schlimmer, aber die Lehre, wonach Verachtete gerne dazu neigen, diese Verachtung an noch Schwächere weiterzugeben, kann ich aus Erfahrung und Überzeugung vertreten; mir fehlte damals nur (glücklicherweise!) jemand, der noch schwächer war als ich...

In einer Frage bin ich mir aber sehr sicher: hätte es zu dieser Zeit andere mit gleichem oder ähnlichem Hintergrund gegeben, mit Sicherheit hätte ich mich ihnen angeschlossen und mich mit Stolz und Wonne als „Ossi“ definiert! Ja, ich wäre nicht nur bereit gewesen, ich hätte mich gefreut über das Angebot einer eigenen, Uneingeweihten nur halb verständlichen Sprache, einer Zugehörigkeit signalisierenden Kleidungsstil und die passende Musik zur lärmenden Markierung unserer Zone (haha!)! Na klar hätten wir uns abgegrenzt gegen die arroganten „Besserwissis“ auf der einen und die „Ausländer“ (pah!) auf der anderen Seite!

Stattdessen fanden sich bereitwillige Gesinnungsgenossen jedoch nur in Büchern und Filmen, dort aber immerhin in großer Zahl, vor allem im Ritter- und Fantasygenre. Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, dass wirklich tapfere Ritter fast immer alleine (maximal ein Knappe!) losziehen, aber doch einem Großen, Ganzen dienen und am Ende tolle Sachen vollbringen, worauf Unmengen Anerkennung, Belohnungen, Freundschaften und die interessantesten Frauen ihnen zufliegen!? Da sind sich die Ritter der Tafelrunde mit den Rebellen von „Star Wars“ ganz einig!

Als „Großes, Ganzes“ wählte ich –etwas untypisch, ich weiß, aber kein Ritter oder Sternenfahrer geht dahin, wo eh' alle sind!- die Politik, zumal ich durch die Erzählungen der Eltern und vor allem durch manch beklemmende Erfahrungen bei Verwandtenbesuchen im Osten Werte wie „Demokratie“ und „Freiheit“ intuitiv für wertvoll befand. Wenn man auf dem Rücksitz von Mamas Auto hockt und kaum zu atmen wagt, weil strenge Soldaten mit Maschinengewehren und Schäferhunden nach Republikflüchtlingen suchen, wenn die Oma weint, weil der Papa auch dieses Weihnachten nicht kommen darf und wenn man das West-Fernsehen sofort ausschalten muß, sobald jemand an der Türe klingelt, bekommt man auch als Kind so ein Gefühl, dass nicht alles so ist, wie es sein sollte...

Dass sich das Engagement in einer Filderstädter Jugendorganisation dann doch alles in allem recht erfreulich entwickelte, führte ich damals auf meinen Ehrgeiz und besondere Begabung zurück. Heute muß ich schmunzelnd einräumen, dass es wohl eher der zähe Wille war, endlich irgendwo anerkannt dazuzugehören – und dass es wohl einfach einige Menschen originell fanden, dass da ein 14, 15jähriger über hohe Dinge schwadronierte und sich dabei unbewußt im Brustton höchster Überzeugungen der Sprache von Ritterromanen und Fantasybüchern bediente; eine durchaus zweischneidige Angelegenheit, wie ich heute finde, denn diese Sprache erschwert bei allem Unterhaltungswert bisweilen den Versuch, sich kurz und konkret verständlich zu machen. Aber das merken Sie ja wahrscheinlich gerade selbst! (-:

Lange Rede, kurzer Sinn: es lief ganz gut und zusammen mit einigen Mitstreitern wurde ein „Politischer Tag“ an der Schule und die eine oder andere Jugend-Disko veranstaltet. Als ich dann in den Jugendgemeinderat unserer Stadt gewählt und schließlich noch vom hiesigen Bundestagsabgeordneten zu „Jugend und Parlament“ nach Bonn geschickt wurde, wo ich sogar eine echte Rede (Thema: „Raumschiff Bonn“!) halten durfte – da waren Träume erfüllt, das Lebensziel „Karriere“ schien ausgemacht und auch für Mädchen erschien man nun merklich interessanter. Als einzige, kleine Genugtuung gönnte ich mir die moralisch leicht

erhöhte Pose eines Nachkommen von politisch Verfolgten und eine Verkleidung als NVA-Offizier zum Faschingsball. Sollte heißen: Da ist er, euer „Eigentlich-Ossie“ – ich stehe dazu, gerade, weil ihr mich „eigentlich“ nicht haben wolltet!

Und dann kamen eines Tages diese Jugendlichen von der Kreissparkassenclique, fast ausschließlich sog. „Ausländer“, zum Besitzer eines kleinen Ladens an der Hauptstraße. Und sie hielten ihm eine selbstgemalte Unterschriftenliste hin, weil ihnen ein Polizist (dessen Aufgabe es war, sie immer wieder je nach Anwohnerbeschwerde von A nach B und von B nach A zu treiben) geraten hatte, doch einmal Unterschriften für „eigene Räume“ zu sammeln. Sie bekamen auch tatsächlich einige zusammen und trugen diese – zur Polizei, denn dies waren die einzigen „Amtspersonen“, die sie als für sich zuständig erlebt hatten! Einige wußten auch schon sehr genau, wo das Polizeirevier lag und wie es darin aussah – mit Gemeinderäten oder Bürgermeistern aber hatten sie bisher noch keinen Kontakt gehabt.

Dieser Ladenbesitzer aber sprach mich an und packte mich auch gleich an der Ehre. Ob das nicht meine Aufgabe als frischgewählter Jugendgemeinderat wäre?

Und so stampfte ich ziemlich wichtig und erfüllt von gymnasial-gutmenschlichen Sendungsbewußtseins auf diese „armen, ausländischen“ Jugendlichen zu, von denen ich einige noch gut kannte...

Nun, was soll ich heute dazu sagen? Vielleicht erst einmal, dass es uns über den Jugendgemeinderat, die Medien und verständnisvolle Politiker tatsächlich gelang, Räume und Streetworker zu bekommen; dass ich selbst aber auch dankbar bin, dankbar für das, was ich von den vermeintlichen „Ausländern“ lernen konnte.

Denn: mir wurde bewußt, dass das, was ich bereits wieder halb-verdrängt als „Ausgrenzung“ empfunden hatte, ein Klax war gegenüber dem, was da Hunderte Andere an vielen Orten erlebten und weiterhin erleben. Die, obgleich hier geboren und aufgewachsen, noch immer rechtlich „Ausländer“ waren und auch so genannt wurden, oft von den eigenen Eltern ebenso des „Fremdgehens“ zugunsten der deutschen Kultur geziehen, wie umgekehrt von vielen Deutschen als Bedrohung gesehen und abgelehnt. Die meisten wuchsen auch „zwischen zwei Sprachen“ auf, auch hier oft getriezt von jeder Seite, nur wenige hatten die Möglichkeit für höhere Schulen, Träume, Vorhaben. Hinzu kam –gerade für diese Gruppe- der Aspekt der „anderen“ Religion, was sie in den Augen vieler Christen gleich doppelt bedrohlich machte und ihnen andererseits auch von daheim ein eigenes Gepäck an Vorurteilen gegenüber Christen bescherte, sie zumindest vom aktiven Part der reichen, christlichen Jugendarbeit ausschloß und bisweilen auch ganz einfache Formen des Zusammenlebens (Kleidung, gemeinsames Essen, Weihnachts- & Geburtstagsfeiern) verkomplizierte. Sie waren hier zu Hause, hatten hier ihre Freunde und wußten unausgesprochen auch sehr genau, dass etwa „die Türkei“, von der sie schwärmten, in der Idealversion kaum existierte und dass sie auch dort „Alemanci“ (Deutschländer) genannt wurden, auch dort Außenseiter waren.¹

Und so hatten sie sich –wie es auch ich getan hätte- zu Cliques und einer Subkultur zusammengeschlossen, die zwischen allen Stühlen saß und irgendwo „dazugehören“ wollte, ohne die eigene Identität dabei aufgeben zu müssen. Nicht wenige fanden ihren Halt in der Religion (oder in der „Ersatzreligion“ dieses oder jenes Nationalismus) und über sie, unzählige Gespräche und Lessings „Nathan“ fand ich als Erwachsener dann doch noch zu einem eigenen Standpunkt, zu Bibel, Jesus und Glauben und antworte auf die Frage, ob „der Islam“ eine Bedrohung des Christentums wäre, seitdem gerne mit der Anekdote, dass ich von wenigstens einem Christen weiß, der ohne Muslime wohl kaum zur Taufe gekommen wäre...

¹ siehe auch die ganz neu erschienene Studie der EUMC zur Einstellung gegenüber Minderheiten in West- und Ostdeutschland (www.eumc.at) – die mit großem Abstand meistabgelehnteste Gruppe sind die Muslime...

Auf dem Weg dahin wurde mir auch eine Muslima besonders wichtig, Zehra, die im Ethikunterricht neben mir saß. Wir sind nun, allen Widerständen und Hindernissen zum Trotz, seit vier Jahren in christlich-islamischer Ehe glücklich verheiratet.

Zusammen mit einigen jungen Freunden gründeten wir am 28.10.1998 die Christlich-Islamische Gesellschaft Region Stuttgart e.V., die sich in Begegnung und Dialog engagiert und deren Vorsitz ich (zusammen mit Murat) inne habe (www.cig-stuttgart.de). Seit einem Jahr haben wir den Dialog bewußt auch um Begegnungen mit jüdischen Freunden erweitert, haben gemeinsam eine große Veranstaltung im Stuttgarter Rathaus gemacht, ein Theaterstück verfaßt und das erste jüdisch-christlich-islamische Abrahamsfest (www.abrahamsfest.de) veranstaltet. Unser aktuelles Projekt und unser gemeinsamer Traum wäre ein „Haus Abraham“, ein Ort der Begegnung und ein architektonisches Symbol des Friedens und der Vielfalt (www.haus-abraham.de, ab 1. Juli 2001 im Netz).

Von Seiten der (Partei-)Politik hagelte es zuweilen bittere Warnungen: mit so einem Thema, mit dem Einsatz etwa für die Rechte von Moslems, seien in Deutschland keine Wahlen zu gewinnen, schon gar nicht im pietistisch geprägten Südwestdeutschland!

Meine Erfahrungen waren und sind anders: Bei den baden-württembergischen Kommunalwahlen 1999 wurde ich überraschend zum mit Abstand jüngsten Stadtrat in Filderstadt gewählt. Bitte nehmen Sie mir ein wenig Stolz an dieser Stelle nicht übel; denn dieses Ereignis markierte für mich endgültig den Punkt, an dem ich mich „angekommen“ fühlen durfte, ein anerkannter Bürger meiner Stadt, dessen Kinder (so Gott uns welche schenkt) einmal den Schulweg nicht alleine würden zurücklegen müssen...

Ich finde, es gibt in diesem Spiel nicht „die Guten“ oder „die Bösen“. Dummheit, Vorurteile, Intoleranz, Nationalismus, Fremdenfeindlichkeit und auch Rassismus haben meine Frau und ich auf türkisch-islamischer Seite genauso erlebt wie auf deutsch-christlicher. Wenn Sie einen Beitrag zum ewigen Spiel „gute Ausländer – böse Deutsche oder andersrum“ erwartet haben, legen Sie diesen Text ruhig zur Seite. Um einer alten, schwäbischen Weisheit zu folgen: wir meinen –und haben es so erlebt- überall gibt es „sotte & sotte“ (Übers.: „solche & solche“). Aber die fast komische Tragik an dem Ganzen ist ja, dass ein gestrenger, deutscher Vater, der seiner Tochter den Umgang mit türkischen Freunden verbietet und am Stammtisch über den Verlust von Heimat und die Überfremdung besonders durch „die Moslems“ grantelt, sich nur sehr wenig vom gestrengen, türkischen Vater unterscheidet, der seine Kinder vor der „Sittenlosigkeit“ bewahren will und beim Tee im Vereins- oder Familienkreise über die Dekadenz und den Unglauben der westlichen Gesellschaften schimpft. Beide fürchten „das Fremde“, lehnen es ab – und lernen sich genau aus diesen Gründen nicht wirklich kennen, was einen Abbau ihrer Ängste voneinander verhindert...

Als Fragestellung für diese Arbeit möchte ich also wählen:

Wie bringen wir die Menschen, die sich heute noch voreinander fürchten, dazu, sich füreinander zu interessieren und evtl. sogar gemeinsam zu engagieren?

II. Der andere – Bedrohung oder Bereicherung?

Wenn wir uns den Menschen, „...die sich heute noch voreinander fürchten...“ sinnvoll zuwenden wollen, müssen wir uns zunächst einmal der Frage zuwenden, WORMUM denn gefürchtet wird.

Ganz auf der Welle materialistischen Zeitgeistes nahm man in der Diskussion in Deutschland bis vor kurzem an, es ginge hier hauptsächlich um den Streit um wirtschaftliche Güter – um Geld und Arbeitsplätze. Und erwiesen sich Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit nicht auch wirklich vor allem dort als virulent, wo viele Menschen arbeitslos und Zukunftserwartungen unsicher waren? Wären deshalb nicht Beschäftigungsprogramme und Wirtschaftsaufschwung das beste Gegenmittel gegen Intoleranz von Rechts und auch zur Integration von Ausländern?

Dieser auch heute noch populären These möchte ich in ihrer Einfachheit widersprechen. So hat man längst festgestellt, dass nur ein Bruchteil der Rechtsextremen wirklich arbeitslos ist und die steigende Zahl von Gewalttaten der letzten Jahre fand eben auch trotz kräftiger Konjunkturdaten und insgesamt sinkender Arbeitslosigkeit statt. Gleichzeitig konnte dieses „Modell“ auch nicht erklären, warum etwa ausgerechnet im wirtschaftlich sehr gesunden und momentan eher an Arbeitskräftemangel leidenden Baden-Württemberg eine Partei wie die „Republikaner“ über längere Zeit hinweg erfolgreich bleiben konnte. Nicht wenige Rechtsextreme sind eben keinesfalls ungebildete Jugendliche, sondern Akademiker, Angestellte, Wohlhabende!

Eine erste Weiterentwicklung erfuhr die Diskussion dann durch die Beobachtung, dass weniger objektive Zahlen als vielmehr die Wahrnehmung der Menschen das Klima prägten. Also: ängstlich und bisweilen fremdenfeindlich geriere sich, wer sich bedroht *fühle!*²

Untermauert hat diese These meines Erachtens nach der neue Politikstil des jetzigen Bundeskanzlers Gerhard Schröder, dem ja oft –gerade auch vom politischen Gegner- ein besonderes Geschick im Umgang mit Stimmungen nachgesagt wird. Und tatsächlich: als 1997 auch die beiden großen Nachrichtenmagazine unserer Republik die Probleme des Zusammenlebens und insbesondere die sog. „Ausländerkriminalität“ mit markigen Bildern und Schlagzeilen thematisierten, war er –damals noch Ministerpräsident von Niedersachsen- schon da: „Wer unser Gastrecht mißbraucht, für den gibt es nur eins: raus, und zwar schnell!“³ Nach dem britischen Erfolgsmodell plakatierte die SPD Hamburg sogar ein Zitat Tony Blairs auf Englisch: „Law and Order is a Labour issue“. Der Untertitel: „Von Hamburg verstehen wir mehr. Gerade in schwierigen Zeiten.“

Objektiv gesehen wurden Gesetze nicht wirklich drastisch verschärft, doch wurde das recht diffuse Bedrohungsszenario vieler Menschen aufgenommen, dafür nun sprachlich das Gefühl von Sicherheit vermittelt – mit sichtbaren (Wahl-)Erfolgen.

Könnte man dies als „puren Populismus“ noch scharf geißeln, gelang jedoch dem nun zum Kanzler gewählten Gerhard Schröder ein weiteres, wie ich finde beeindruckenderes Kabinettsstück:

Als er auf der CeBit zu Hannover eine Initiative zur „Green-Card“ ankündigte, um den Mangel an IT-Fachkräften am Standort Deutschland abzumildern, löste er damit einen Paradigmenwechsel aus! Dieser zeigte sich auch daran, dass selbst konservativ regierte Bundesländer nach einiger Verwirrung plötzlich die Beschränkungen (!) der Green-Card z.B. auf eine Branche zu kritisieren begannen! Waren „Ausländer“ spätestens seit Mitte der 70er Jahre für die steigende Arbeitslosigkeit von vielen dumpf-undifferenziert mitverantwortlich gemacht worden, so wurden sie nun plötzlich wieder als wichtige Stütze und Bereicherung der einheimischen Wirtschaft wahrgenommen. Sogar das Wort vom weltweiten „Wettbewerb um die besten Köpfe“ (neudeutsch: „War for talents“!) machte nun die Runde, womit gesagt war, dass ein dauerhaft erfolgreicher Staat auch für qualifizierte Zuwanderer attraktiv sein müsse.

² siehe auch Friedrich-Ebert-Stiftung, „Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit im vereinten Deutschland“, 12/99

³ FOCUS 31/1997, Zitat auf S. 21, Labour-Plakatfoto auf S. 26

Zuwanderer – nicht mehr Einwanderer; im Zuge der Debatte verschob sich der Sprachgebrauch vom „Einwanderer“ -der auf eigenen Antrieb hin kommt, ob willkommen oder nicht, eng verbunden mit dem Wortklang des „Eindringens“- hin zum „Zuwanderer“ - der gebraucht wird, das Bestehende bereichert und sprachlich demnach dem „Zugewinn“ zugeordnet wird! Ja, selbst bei den Rückblicken, Reden, Feierlichkeiten und Kontroversen zu 300 Jahren Preußen rückte nun wieder ins Geschichtsbild, welch wirtschaftlichen Gewinn und Fortschritt das bis dato recht sumpfige Königreich durch die geförderte Zuwanderung und Aufnahme von Flüchtlingen erzielt habe.

Besonders in Bundesländern mit niedriger Arbeitslosigkeit wurden die früheren „Ausländer“ nun auch als wichtige Mitarbeiter neu entdeckt – und nicht nur den Landtag von Baden-Württemberg erreichten vermehrt Appelle und Eingaben von Betrieben und Mittelständlern, die sich entschieden gegen die Wiederausweisung bei ihnen arbeitender Bürgerkriegsflüchtlinge engagierten. „Diese Mitarbeiter sichern Arbeitsplätze!“, war nun von gestandener Unternehmerseite zu hören und zu lesen, die der „naiven Gutmenschlichkeit“ zuvor sehr selten gescholten worden waren...

Zu all dem hinzu trat schließlich sogar die Frage, inwiefern die Zuwanderung helfen könne, die „demographischen Probleme“, sprich: die zunehmende Alterung und Schrumpfung der deutschen Bevölkerung, etwa auch im Hinblick auf Renten- und Sozialversicherung zu lösen oder doch wenigstens zu lindern.

Ja, sogar die Entrüstung über fremdenfeindliche Übergriffe ließ sich nun „wirtschaftlich“ ganz neu begründen: ein negatives Images unseres Lande schade dem Export und damit letztlich uns allen. Das Spielchen mit dem Slogan „Kinder statt Inder“ ließ den CDU-Politiker Jürgen Rüttgers so nicht nur dumpf-rechtslastig aussehen, sondern auch unmodern und wirtschaftsfeindlich – heute wünscht er wohl, sich frühzeitiger hiervon distanziert zu haben.

Nur: auch eine rein materiell-wirtschaftliche Begründung von Zuwanderung stößt bald an ihre Grenzen! Zum einen erreicht sie nicht alle Menschen, vor allem solche nicht, die sich vom geltenden „Wirtschaftssystem“ in der einen oder anderen Form ohnehin eher bedrängt oder ausgebeutet fühlen. Und zum anderen kann sie schnell in einer materialistischen Einseitigkeit enden. Eine treffliche Karrikatur der Stuttgarter Zeitung zeigte denn auch einen deutschen Michel, dem beim Anblick eines von einer Horde Skinheads zusammengeprügelten Ausländers nur folgender Alarmruf einfällt: „Hilfe! Der Wirtschaftsstandort Deutschland ist in Gefahr!“

Wirtschaftliche Sachargumente stiften eben noch lange nicht Nähe und Vertrauen, ja, es kann die Würde des Miteinanders beeinträchtigt werden, wenn Menschen ihren „Wert“ allein an ihrer „Nützlichkeit“ nachzuweisen haben und z.B. im Falle von Arbeitsmarktschwankungen als verschiebbare Verfügungsmaße angesehen und behandelt werden, wenn die Qualität des Zusammenlebens an Konjunkturkurven festgemacht wird. Jemanden als „Arbeitskraft“ zu begrüßen, heißt ja noch lange nicht, nun auch seine Kinder und seiner Kultur willkommen zu heißen; die anfängliche, zeitliche Befristung der Green-Card auf 5 Jahre sollte denn auch wohl vor allem den Stammtischen signalisieren, dass hier nicht an weitere, dauerhafte Einwanderung gedacht sei, sondern nur an einen „vorübergehenden“ Aufenthalt.

Aber schon einmal hat die Bundesrepublik Deutschland –um mit Max Frisch zu sprechen- Arbeitskräfte gerufen und erst spät gemerkt, dass Menschen gekommen waren. Wir sollten bei allem Respekt vor wirtschaftlichen Sachargumenten festhalten: Menschenwürde, Menschenrechte und Staatsbürgerschaften lassen sich nicht betriebsbedingt kündigen!

Nein, Wert und Würde des Menschen beschränken sich nicht auf Produktion und Konsum materieller Güter – der übergroße Teil der Menschheit nimmt für sich selbst ein „Mehr“ in Anspruch, im deutschen Sprachgebrauch sogenannte „Werte“, die immaterieller Natur sind. Und so wichtig und richtig es ist, die materiellen Chancen des Zusammenlebens deutlich zu machen, werden wir nur dann zu einem gelingenden Miteinander kommen, wenn wir

vermitteln können, dass die jeweils „anderen“ auch im Immateriellen als Bereicherung wahrgenommen werden können!

Aber über welche ‚immateriellen Güter‘ sprechen wir hier überhaupt? Konkret gefragt...

III. In welchen „immateriellen Werten“ fühlen sich denn Mehr- und Minderheiten voneinander bedroht?

Wer auch immer sich in eine Diskussionen um die „Probleme des Zusammenlebens“ begibt und sich die Zeit nimmt, verschiedenen Menschen und Meinungen einfach mal zuzuhören, kann eine ganze „Wolke von Begriffen“ sammeln, in denen sich Angekommene und Aufnehmende voneinander bedroht fühlen. Auch meine Frau und ich und alle anderen, interkulturellen Familien, die wir kennen, haben als gesellschaftliche Mikrouniversen hier selbstverständlich auch manchmal miteinander nach Wegen zu suchen, Konflikte auszutragen, Kompromisse auszuhandeln und Grenzen abzustecken.

Denken wir nur an die erbitterten Diskussionen um die „Sprache“ (etwa der Kinder), nicht nur um deren Erlernen & Gebrauch, sondern auch um deren sog. „Reinerhaltung“. Nicht nur in Deutschland gibt es starke Vorbehalte gegen den Gebrauch von „importierten Wörtern“ und auch ein junger Türke, der Deutsch und Türkisch vermischt, erntet Kritik & Spott hierfür keinesfalls nur von Deutschen...

Auch die Debatten um Bewahrung der jeweilige „Kultur“ flammt auf allen Seiten immer wieder auf, eng verbunden auch mit den Fragen der Religion(en). Deutlich wurde dies auch bei der CDU-Unterschriftenkampagne gegen die generelle Gewährung der doppelten Staatsbürgerschaft. Hatten führende Unionspolitiker gerne betont, hier ginge es allein um eine „Sachfrage“, so wurden im schnell hinzugefügten Thesenpapier plötzlich Themen wie Moscheebau und islamischer Religionsunterricht erörtert. Welcher Zusammenhang bestand hier, gehört doch die Religionsfreiheit auch nach unserem Grundgesetz zu den Menschenrechten und ist keinesfalls an die Staatsbürgerschaft gekoppelt? Erinnern wir uns, dass kaum jemand an deutsch-amerikanischen oder deutsch-schweizerischen Doppelstaatsbürgerschaften etwas auszusetzen hatte –letztere auch bei einem prominenten CDU-Politiker gegeben, was diesen nicht hinderte, die Unterschriftenkampagne wortmächtig zu unterstützen!

Nein, die Angst vieler Menschen galt (und gilt) fast ausschließlich den religiösen, kulturellen und ethnischen Minderheiten, vor allem den Muslimen, denen man vorwarf, über die doppelte Staatsbürgerschaft „Loyalitätskonflikte“ zwischen Deutschland und Herkunftsländern, zwischen dem europäischen Abendland und „ihren“ Religions- und Kulturräumen heraufzubeschwören. Neben Sprache, Kultur und Religion werden auch viele weitere, eine ganze „Wolke von Begriffen“ genannt, etwa Toleranz (vorzugsweise vom anderen verlangt), Solidarität, Nächstenliebe, Identität, Herkunft, Heimat, soziale, wirtschaftliche, politische Situation, Extremismus, Gewalt, Anpassung, Respekt, Begegnung, Dialog, Nationalstolz, Verfassungspatriotismus, Gleichberechtigung der Frau, Geburtenzahlen, Generationen, Bildung, „Clash of Civilisations“, Weltethos, Weltoffenheit, Kleidung, Situation der Christen und anderer Minderheiten anderswo usw. – mehr als einen Ausschnitt einer solchen Zusammenstellung kann auch dies nicht sein, zumal sich Zahl und auch Bedeutung der Begriffe immer wieder erweitern und verändern.

Hin und wieder werden daher auch einer oder mehrere dieser Worte hervorgehoben, in den Mittelpunkt gestellt, ja, gelegentlich fast in den Rang von „Zaubersätzen“ erhoben. „Die Probleme von Integration und Fremdenfeindlichkeit sind letztlich fast ausschließlich auf die drohende Arbeitslosigkeit zurückzuführen.“, heißt es dann, „Kein Frieden unter den Nationen

ohne Frieden unter den Religionen.“ oder auch „Erst das Erlernen der deutschen Sprache ermöglicht eine gelingende Integration.“

Griffige Thesen solcher Art erreichen oft hohe Popularität und nicht selten auch politische Wirksamkeit, nicht zuletzt auch deshalb, weil sich aus ihnen leicht konkrete Forderungen (vorzugsweise „an andere“) formulieren lassen. Und in der Tat: es läßt sich eben nicht bestreiten, dass die Vielzahl der Begriffe eben nicht unverbunden nebeneinanderstehen, dass sie vielmehr miteinander „vernetzt“ sind und einander beeinflussen. So verbreiten sich Fremdenfeindlichkeit und Extremismus in einem Klima von Existenzangst und Arbeitslosigkeit bisweilen besonders schnell, wirken sich deutsche Sprachkenntnisse von Zuwanderern längerfristig positiv auf deren wirtschaftliche und damit soziale Situation und auch das Zusammenleben in Deutschland aus und wird ein von echtem, gegenseitigem Respekt und auch Solidarität getragenes Miteinander dort sehr schwer zu gestalten sein, wo religiös-kulturelle Vorurteile und Vorbehalte weiter gepflegt und gepredigt werden.

Wenn wir nun aber eine „allgemeingültige Vernetzung“ von Ursachen und Wirkungen aufstellen wollten, würden wir sehr schnell merken, dass es hier von Gruppe zu Gruppe und auch von Mensch zu Mensch sehr große Unterschiede auftritt: so startet eine IT-Fachkraft in einem internationalen Unternehmen unter ganz anderen sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen als die meisten „Fremdarbeiter“ (damals so genannt!) der 60er und frühen 70er Jahre, auch gibt es Menschen, für die z.B. Religion von zentraler Bedeutung für ihr Leben ist und andere, die diesem Thema gleichgültig oder gar ablehnend gegenüberstehen, usw.

Wer also ein gelingendes Miteinander gestalten will, wird also auf ein „Bündel von Maßnahmen“ zurückgreifen müssen, wird an vielen verschiedenen Knotenpunktes dieses kompliziert-dynamischen Netzwerkes gleichzeitig ansetzen müssen.

Wir haben demnach Zuwanderungs- und Integrationspolitik als eine Querschnittsaufgabe betrachten, zu der möglichst alle gesellschaftlichen Akteure –also keinesfalls nur „der Staat“-beitragen haben. Nur kommt uns dieser Satz leider wahrscheinlich allen schon recht bekannt und etwas abgenutzt vor. Denn „Querschnittsaufgabe“ klingt im politischen Gebrauch zwar zunächst wichtig und toll, dient aber nicht selten eher als billige Formel, um die eigene Verantwortung vor des Nachbarn Haustür auszukippen. Entgegen mathematischer Grundregeln kann man in der Politik Verantwortung solange teilen, bis als Ergebnis bei sich selbst und der angestrebten Wählergruppe die bequeme „0“ herauskommt...

Will dieses Feature also auch nur einen gewissen Neuigkeits- und Erkenntniswert vermitteln, so darf es bei dieser Beschreibung nicht stehenbleiben, sondern muß hier die Entscheidung für einen eigenen Ansatz treffen und versuchen, eine Antwort auf die Leitfrage dieses Kapitels: In welchen Werten fühlen sich denn Mehr- und Minderheiten voneinander bedroht?

Dieses Feature stellt die These auf: „Angekommene wie Aufnehmende nehmen sich oft als >Konkurrenten< um die ihnen jeweils zentralen Werte ‚Heimat‘ und ‚Identität‘ wahr.“

IV. Identität und Heimat – knappe Güter unserer Zeit!



„Ich bin hier geboren und aufgewachsen und habe jetzt sogar einen deutschen Paß. Wenn ich hier bin, sehne ich mich nach der Türkei – aber wenn ich da bin, habe ich auch Heimweh nach Deutschland, wo ich alles kenne und meine Freunde habe. Eigentlich weiß ich ja, dass ich hier eher zuhause bin, aber hier will man mich doch gar nicht! In Deutschland nennt man mich einen ‚Ausländer‘, trotz dem Paß, - und in der Türkei bin ich ein ‚Alemanji‘, Deutschländer. Wo ich hingehöre, weiß ich manchmal nicht – nur zu meinen Freunden, halt.“

-Birol, ein junger Deutscher türkischer Herkunft, Filderstadt

„Ich habe nichts gegen Ausländer. Ich war selbst oft im Ausland. Aber wenn man sich in einem Land niederläßt, sollte man sich auch anpassen! Manchmal fragt man sich ja schon, ob man hier noch in Deutschland lebt, ob man überhaupt noch Herr im eigenen Land ist. Wer sich nicht integrieren will, sollte wieder gehen müssen!“

-Herr Müller, deutscher Familienvater, Ruit

Eine uns sicherlich allen auch selbst aus dem eigenen Erleben schon bekannte, liebenswürdig-menschliche Schwäche ist ja die, dass wir den Wert von Dingen oder auch Personen manchmal erst dann voll begreifen, wenn sie uns eines Tages fehlen.

Ein schneller Weg, zu den Wertigkeiten von „Heimat“ und „Identität“ vorzustossen könnte also darin bestehen, sich einen Menschen jeweils „ohne“ vorzustellen.

Ein **heimatloser** Mensch erweckt eigentlich sofort unser Mitgefühl, vor allem, da er nicht mit einem Reisenden oder Weltenbummler zu verwechseln ist. Letztere „haben“ ja womöglich eine Heimat, in die sie jederzeit zurückkehren könnten, ihr Ausflug in die weite Welt ist quasi abgesichert und auf Zeit. Von einem Menschen ohne Heimat aber ahnen wir die Sehnsucht nach Wurzeln und nach fester Bindung. „Heimweh“ ist ein schlimmes Gefühl, umso schlimmer für die, die aufgrund welcher Gründe auch immer keine Chance (mehr) haben, in ihre Heimat zurückzukehren oder eine neue zu finden.

So berührt etwa die von den Nazis aus Deutschland vertriebene Hilde Domin mit ihrem Werk „Nur eine Rose als Stütze“ immer noch und immer wieder viele Menschen: feinsinnig und schmerzlich läßt sie uns nachfühlen, wie sie nur noch in der Sprache (der „Rose“) Heimat („Stütze“!) finden kann. Dabei belegt sie auch eindrucksvoll, dass „Heimat“ sicherlich nicht nur mit „dem Ort der Geburt“ gleichzusetzen ist. Heimat hat in viel stärkerem Maße mit Erinnerung zu tun, mit Erleben, aber auch mit dem, was einem über Dritte (Eltern, Fernsehen) vermittelt wurde. Heimat kann in der Sprache, der Musik, der Religion („Eine feste Burg ist unser Gott“), in der Umgebung geliebter Menschen gefunden werden.

So sind für viele Zuwanderer –und insbesondere deren Nachkommen- diese o.g. Begriffe oft von großer Bedeutung; man freut sich, „seine“ Sprache sprechen zu dürfen, die „eigene“ Musik zu hören, die „eigene“ Religion und Kultur zu leben usw. Ich habe erlebt, dass vor allem Mädchen der 2. und 3. Generation ausländischer Herkunft sehr häufig in Gedichten ihrer Suche nach Identität & Heimat Ausdruck verleihen (eines davon finden Sie im Anhang), für die ältere Generation ist die Erinnerung an „daheim“ dagegen ein gehüteter Schatz.

Nicht wenige Familien gaben und geben hohe Summen des Ersparten für Ferienwohnungen und Geldanlagen „daheim“ aus, wissend und gleichzeitig doch verdrängend, dass das „Daheim“ längst nicht mehr die Heimat ist, die sie einst verließen. So scheitern auch viele Rückkehrer im real existierenden Herkunftsland daran, dass sich eben mitunter doch sehr viel verändert hat - und man selbst sich „in der Fremde“ uneingestanden auch!

Denn auch hier, an diesem Punkt, sind sich Ankommende wie Aufnehmende ähnlicher, als ihnen meist bewußt ist: beide erleben Veränderungen, vor allem schneller und umfassender Art, als „Verlust“ von Heimat, in der sie sich nicht mehr wiederfinden. „Fremde“, zumal dann, wenn sie sich in Aussehen, Kultur und Religion unterscheiden, werden als Verursacher von Veränderungen, als Boten der Verfremdung, der sog. „Überfremdung“ wahrgenommen.

Und so berichtet etwa der SPIEGEL vom Streit um einen islamischen Gebetsruf in Duisburg: „Den lautsprecherverstärkten Gebetsruf empfindet Reuter als Großangriff auf die christliche Identität der Stadt, er proklamiere „einen Anspruch auf Veränderung der öffentlichen Ordnung“. [...] Auch der Ex-Fraktionsvorsitzende der CDU im Stadtrat, Jürgen Kämpgen, raunzt des Pastors düstere Psalter mit: „Irgendwann ist das Maß voll, die Leute fragen sich doch, ob wir noch in Deutschland leben?““⁴

⁴ DER SPIEGEL 46/1997, Seiten 72,73

Da prallen sie also aufeinander, die Wünsche der „Alt-Eingeborenen“, die Veränderungen möglichst verhindern, „alles beim alten“ lassen wollen und die Wünsche der „Neu-Hinzugekommenen“, die in Deutschland auch dadurch Wurzeln schlagen und Heimat finden wollen, dass sie „eigene“ Orte und Akzente ihrer Kultur und Religion prägen.

Wir stehen hier an den Knack- und Brennpunkten dieses Konfliktes um das „knappe Gut Heimat“. Ob es um die Veränderungen des Stadtbildes z.B. durch neue Arten der Kleidung oder gar den Bau einer Moschee geht, ob um Entwicklungen der Sprache, Kultur oder Politik (die Muslime sind eine der am schnellsten wachsenden Wählergruppen dieses Landes!) – der „Gewinn“ einer Seite wird häufig als „Verlust“ der anderen empfunden. „Jeder Türke ein heimlicher Wiedertäufer, jede Dönerbude ein Brückenkopf des Islam.“, so karriert der Spiegel die „Bollwerkmentalität“ jener Menschen, die sich in ihrer Fremdenangst verlieren und schließt den Artikel mit dem bekannten Slogan türkischer(!) Nationalisten: „Ein Türke kann nur eines Türken Freund sein. Genau so will das auch Pfarrer Reuter.“

Die Bedeutung von Heimat erschließt sich uns aber vollständiger erst aus dem zweiten Wert, der Identität.

Ein wirklich **identitätsloser** Mensch ist kaum vorstellbar und wäre mit Sicherheit dringend behandlungsbedürftig: ein Mindest-Bewußtsein des eigenen „Ich“, ein Name, eine Heimat braucht jeder. Wer nicht weiß, wer und was er/sie überhaupt ist, kann schwerlich planvoll handeln, das eigene Leben ordnen und bewältigen. Wie wichtig die Bewahrung der eigenen Identität, des „Ich“, uns Menschen bewußt oder unbewußt ist, hat die tiefsten Überlegungen der Menschen über Zeiten und Kulturen hinweg bewegt. Die Sehnsucht nach einer Definition (übersetzt „Abgrenzung“!) des eigenen Ego ist dabei eines der Grundantriebe religiösen und weltanschaulichen Denkens – Wer bin ich? Warum bin ich? Wohin werde ich gehen? Worin liegt „mein“ ganz persönlicher Wert? Was unterscheidet mich von anderen?⁵

Andererseits haben manche gerade diese nahezu unstillbare Gier nach dem „Ich“ sogar als letzte und festeste „Fessel“ unseres Seins empfunden. Schon dem frühen Buddhismus galt das Festhalten am (scheinbaren) Selbst und seinem Leben daher als großes „Grundübel“, das als leidhaft, vergänglich und ohne bleibende Substanz (anatman) zu überwinden sei, um ins endgültige Verlöschen (Sanskrit: Nirvana) eingehen zu können. Auch Judentum, Christentum und Islam lehren schon in den Grundforderungen Demut und Zurücknahme des Ich zugunsten des Schöpfers (etwa auch im „Dein Wille geschehe...“), und in ihren mystischen Ausprägungen kennen sie ebenfalls die Selbst-Hingabe an Gott als letzten, höchsten Schritt; sei es in Kierkegaards Schau vom „Nicht-Ich“ oder im berühmten Gedankenbild der islamischen Mystik, wonach der wahre Sufi einer Motte zu gleichen habe, die, angelockt von der Flamme (Gott) ihr schließlich so nahe kommt, dass sie in einem ekstatischen Moment mit der Flamme eins wird und dabei (endlich) selbst in ihr aufgeht und zum Ziel aller Sehnsucht findet. Große Denker wie Martin Buber reflektierten über das „Ich“ als Grundvoraussetzung gelingender Begegnung, auch mit dem absolut anderem, dem „Du“, letztlich auch mit Gott selbst.⁶ Das >Ich< – über diese grundlegende und vielschichtige Konstruktion von Identität lohnt das Nachsinnen!

Ich denke, im Bezug auf die Grundfrage nach der eigenen Identität wird letztlich auch die Bedeutung von ‚Heimat‘ deutlich: zum einen bietet sie Identifikationsmerkmale (z.B. Europäer, Deutscher, Baden-Württemberger, Schwabe, Neuhauser), zum anderen fand und findet in ihr die Ausprägung der Identität (von Familien- und Kulturerfahrungen über die Schullaufbahnen und Freizeitgestaltung, der Religions- und Berufsausübung bis zur ersten Liebe) statt.

⁵ Interessanterweise finden sich einige dieser Grundfragen auch ganz am Anfang von „Nostra Aetate“, der wegweisenden Erklärung des 2. Vat. Konzils der katholischen Kirche von 1965 zu den nichtchristlichen Religionen...

⁶ Martin Buber „Ich und Du“, Neuauflage bei Schneider 1997

„Heimat“ kann daher wohl durchaus als „Wurzelboden der eigenen Identität“ definiert werden und mit anderen Faktoren wie sozialem Stand & Anerkennung, gesicherten Verhältnissen und Erfolgserlebnissen prägend zusammenwirken.

Es hat sich unter Fachleuten und auch in Teilen der Öffentlichkeit längst herumgesprochen, dass Fremdenfeindlichkeit und Extremismus sehr oft mit einer Identitätsschwäche ihrer Anhänger einhergehen. Dies erklärt, warum durchaus auch Akademiker in eigentlich gesicherten Verhältnissen betroffen sein können und warum andererseits fremdenfeindliche Parolen gerade in Zeiten des Umbruchs, der sozialen, wirtschaftlichen, politischen Veränderungen immer wieder besonders viel Zulauf fanden und finden.

So fragte im Oktober 1997 die konservativ-katholisch geprägte Zeitschrift „Weltbild“ mit dem Titelthema „Islam in Deutschland – Angst vor den Minaretten“ ihre Leser „Soll der Muezzin in Deutschland zum Gebet rufen?“ – und wurde daraufhin mit verschiedensten und nicht selten emotionalen Zuschriften geradezu überschwemmt⁷. In vielen dieser Schreiben treten Heimats- und Identitätsängste sehr deutlich zutage. Einige seien hier im O-Ton zitiert:

„Werden wir Christen in unserem Tun und Denken immer schwächer, dann kann es sein, dass der Islam uns frißt! Wer für alle offen ist, kann nicht ganz dicht sein.“

„Als Zahnarzt i.R., Jahrgang 1914, römisch-katholisch, bin ich erstaunt, dass Weltbild fast die einzige Zeitschrift ist, die sich mit dem sehr gefährlichen Ansturm des Islam in der BRD aufklärend auseinandersetzt.“

„Wir lassen uns in unserem eigenen Land keine fremde Religion aufzwingen! Das muß den Muslimen unmißverständlich klargemacht werden.“

„Die christliche Religion erhebt in keinem Fall Anspruch auf staatliche Gewalt. Der Glaube der Muslime ist ja gerade ausgerichtet, Gewalt über den Staat zu haben. Die Gebetsrufe dürfen auf keinen Fall Eingang in Deutschland finden.“

„Was sollen und können wir eigentlich noch verteidigen, oder –härter ausgedrückt- was kann eine Minderheitenreligion mit ihren wenigen Betern, die sich noch törichsten Auflagen der Säkularisierung beugen muß, eigentlich gegen eine „Volksreligion“ ausrichten?“

„Nunmehr ist der größte Teil der Christen infolge einer grassierenden Geldscheinheiligkeit vom Glauben an Gott abgekommen und bietet somit einen guten Nährboden für den Islam.“

Um die Schwäche der eigenen Identität zu kompensieren und das Gefühl eigener Bedrohung durch andere (die Angst, „gefressen“ zu werden!) zu überspielen, sucht man die Über-Identifikation mit der eigenen Gruppe, Nation oder Religionsgemeinschaft, geißelt aber gleichzeitig ihren momentane Schwäche. Das Beieinander von (hier religiöser) Vielfalt wird als „Kräftemessen“, ja als Kampf empfunden (Ansturm, Verteidigen, Gewalt), bei dem verliert, wer nachgibt. Toleranz wird demnach zu einer „Verliererhaltung“. Wir erleben gleichzeitig und jeweils pauschal moralische Abwertung (Geldscheinheiligkeit, „Gewalt“ über den Staat anstrebend) und bedrohliche Aufwertung (sehr gefährlicher Ansturm, „Volksreligion“) der Fremden, bisweilen treten dann auch Fatalismus und Aggressivität hinzu.

Dass diese Zuschriften von gestandenen Lesern einer kirchlichen Zeitschrift stammen, die auch keinerlei Scheu haben, sich mit Namen und Anschrift zu bekennen, zeigt, dass Fremdenangst

⁷ Weltbild 12/97, „Leser-Forum“, Seiten 8 & 9

und –feindlichkeit längst kein Phänomen kleiner Randgruppen mehr sind, wahrscheinlich auch nie waren. Ja, mir scheint es bei manchen Veranstaltungen, als ob die jahrelange Praxis des politisch-moralischen Verdrängens diese Furcht bei vielen Menschen eher bestärkt hat und sie geradezu darauf warten, ihrer Angst und Aggressivität irgendwo Ausdruck verleihen zu dürfen.

Mich persönlich haben auf dem Feld der Psychologie gerade im Hinblick auf Rechts- und auch Linksextremismus die Arbeiten von Professor Bischof, München, sehr beeindruckt, der neben einzelnen Personen eben auch die Mythologien und bisweilen krude-pathologischen Lehren von Rechtsextremisten analysiert und Identitätsschwäche als Hauptgrund benennt. Sein Fazit und Plädoyer: „Eine gelungene Identitätsbildung geht zu Vertrautheit und Fremdheit gleicherweise auf Distanz und Tuchfühlung.“⁸ Auf dieses Distanz-Tuchfühlung-„Spannungsverhältnis“ werden wir später noch zurückkommen.

Doch bei diesem Feature wollen wir uns dem Problem auf einer größeren, gesellschaftlichen Ebene widmen und die Mehrzahl der Menschen ins Auge fassen, die an sich (noch) keiner extremistischen Ideologie angehören. Wir haben festgestellt: im Grundsatz scheint der Mensch eher dazu zu tendieren, die bestehenden Umstände von ‚Heimat‘ und ‚Identität‘ „bewahren“ zu wollen, sprich: Veränderungen möglichst nur in dem Maße zuzulassen, wie man dies selbst als angenehm und nützlich empfindet. Der Streit zwischen „Konservativen“ und „Reformern“ ist eine Grundkonstante menschlicher Politik, quer durch alle Lager – wirkliche Veränderungen lassen sich auch in einer Demokratie im allgemeinen nur schwer umsetzen...

Unsere Ausgangsfrage lautete: Wie bringen wir die Menschen, die sich heute noch voreinander fürchten, dazu, sich füreinander zu interessieren?

Und die Antwort kann nun lauten: Wir müssen ihnen vermitteln, dass die Begegnung mit dem anderen sie nicht bedroht, sondern in jeder Hinsicht bereichern kann!

Eine wirklichkeitsfremde Antwort? Aber nein! Erinnern wir uns noch einmal an die Auswirkungen der Green-Card-Initiative der Bundesregierung auf die Wahrnehmung weiter Bevölkerungsteile bis weit ins sog. „konservative Lager“:

Einwanderung wird nicht mehr nur diskutiert als zu ertragendes (Wortübersetzung von „zu tolerierendes“!) Übel, das Arbeitsplätze „kostet“, sondern als Chance, solche zu schaffen!

Reiche und geburtenärmere Länder, die sich dauerhaft gegen jede Form von Einwanderung sperren, so wird erkannt, verlieren wirtschaftliche Zukunftschancen – und längerfristig auch die Sicherheit ihrer sozialen Systeme, auch schon aus demographischen Gründen!

Nach diesen Überlegungen können Einwanderer also zumindest in wirtschaftlicher Hinsicht durchaus auch als Zugewinn, als „Zuwanderer“ erkannt werden!

Wir müßten also die gesellschaftliche Erkenntnis „Zuwanderung kann wirtschaftlich förderlich sein.“ erweitern um die Erfahrung, die ja auch schon immer mehr Menschen (etwa im interreligiösen und interkulturellen Dialog) auch in Deutschland machen: „Kulturelle Vielfalt kann für alle Seiten einen Zugewinn an Identität und Heimat bedeuten!“. Wenn es uns gelingt, dieses zu vermitteln, haben gerade auch nach Identität suchende Menschen (beider Seiten!) weniger Grund zur Furcht, aber mehr Grund zur Neugier! „Das Fremde“ muß dann nicht mehr fremd bleiben und es muß weder durch Druck und Diskriminierung, noch durch erdrückende Umarmung seiner Eigenständigkeit beraubt werden – es kann als Bestandteil reicher Vielfalt auf einer Grundlage gemeinsamer Spielregeln wirklich akzeptiert werden!

Und jetzt möchte ich eine wirklich gute Nachricht verkünden: das Werkzeug, mit dem wir nun arbeiten wollen, kostet ausnahmsweise einmal nicht Unmengen von Geld, welches ja auch in

⁸ Prof. Norbert Bischoff, „Im Kraftfeld der Mythen“, Piper 1996, S. 741

der Politik in einem ständigen Zustand von Knappheit sich befindet. Nein, unser Haupt-Werkzeug ist im politischen und gesellschaftlichen Raum oft geradezu im Überfluß vorhanden, steht im ganzen Land und in jeder Kommune zur Verfügung und wartet nur darauf, neu, interessant und nützlich angewandt zu werden! Wir sprechen von – der Sprache!

V. Das Denk-Werkzeug „Sprache“



„Sprache ist für mich nicht nur ein Werkzeug. Sie beeinflusst vielmehr mein Denken.“
Shalom Ben Chorin, israelischer Schriftsteller und Religionsphilosoph

„Auf nichts, was der Sprache größere Genauigkeit und Präzision verleiht,
ist freiwillig zu verzichten.“
Günter Kunert, deutscher Schriftsteller

Zu den beliebtesten Forderungen „Deutscher“ an „Ausländer“ gehört ja, diese sollten sich doch bitte im Gebrauch der deutschen Sprache üben. Dies sei die Voraussetzung für gelingende Kommunikation, auch beruflichen Erfolg und letztlich eine glückende Integration. Auch ich kann diesen Forderungen nur zustimmen, doch sei der Hinweis gestattet, dass diese Sache mit der Sprache ebenfalls in zwei Richtungen wirkt: auch „Deutsche“ sollten hin und wieder über den eigenen Sprachgebrauch nachdenken, gerade dann, wenn sie wirklich ein gutes Miteinander erreichen wollen. Dabei geht es hier nicht um eine neue Welle >Political Correctness<, die etwa bestimmte Gedankengänge und Argumentationen verbieten wollte. Es geht einfach um den Appell, sich auch sachlich korrekt auszudrücken; nachzudenken, bevor man redet, denn über Denken und Sprechen (und über gedankenloses Sprechen) grenzen wir bisweilen unerbittlich ein oder aus!

Drei einfache Beispiele seien hier zur Illustration aufgeführt:

Fall 1: Yunus war ein Kamerad in einer benachbarten Bundeswehreinheit. Er hatte seit seiner Kindheit die deutsche Staatsangehörigkeit, hier das Abitur gemacht – und war schließlich zum Wehrdienst angetreten, wie Tausende anderer Deutscher auch. Aber hier bekam er oft, sehr oft zu hören, „eigentlich“ sei er doch ein Ausländer; manchmal mitleidig, oft feindselig, einige Male sogar von türkischen Verwandten, die nicht alle verstehen konnten, wie ein „Türke“ beim deutschen Militär dienen konnte. Ich weiß noch, wie wir ins Gespräch gekommen waren: wir saßen in einem Wartezimmer und wir beide lasen in einer Übersetzung des Quran. Schnell war das Gespräch geknüpft. Er erklärte: „Früher dachte ich, ich könnte ein Deutscher sein, wie alle anderen auch. Bei uns im Ort hatte ich fast nur deutsche Freunde. Aber eigentlich hat das alles nichts geholfen –ich bin hier immer noch der Ausländer, der Ausländer in deutscher Uniform! Weißt du, ich hab mir überlegt, wenn mich die Menschen nicht so haben wollen, wie ich bin, vielleicht nimmt mich ja Gott an, wie ich bin.“ Den Quran las er übrigens in deutscher Übersetzung, denn sein Deutsch sei, so Yunus, nun einmal viel besser als sein Türkisch.

Fall 2: In der Monatsschrift „Die politische Meinung“ vom März 2001 schrieb Stephan J. Kramer, selbst 1968 in Siegen geboren, langjähriger persönlicher Referent von Ignatz Bubis und heute Generalsekretär des Zentralrates der Juden in Deutschland einen Artikel unter dem Titel „Jüdisches Leben in Deutschland heute – Ein aktueller Erfahrungsbericht“. Aus diesem möchte ich einen Abschnitt zitieren – und zwar deshalb, weil der Autor hier aufzeigt, wie schmerzhaft „sprachliche Ausgrenzung“ funktioniert:

„...Sind wir noch immer Juden in Deutschland, oder sind wir nicht deutsche Juden, zumindest diejenigen, die hier geboren wurden? Aber nachdem die Mehrheit der Bevölkerung die Juden immer noch als Fremde empfindet und behandelt, fühlen sich auch die in der zweiten oder dritten Generation Nachgeborenen zurückgewiesen. Sie bekommen das Gefühl, sich aufdrängen zu müssen, während sie deutsche Bürger sein wollen, sieht der Nachbar dies anders.

Ein Beispiel soll verdeutlichen, was Juden in Deutschland täglich erleben können, was auch ich immer wieder erlebe. So werden wir beispielsweise von wohlmeinenden Zeitgenossen als Mitbürger bezeichnet. Obwohl ich weiß, dass diese Formulierung gut gemeint ist, so muss ich doch fragen, was denn bitte der Unterschied zwischen einem Bürger eines Landes und einem Mitbürger eines Landes ist. Ist die Formulierung Mitbürger nicht die verklausulierte Formulierung für etwas Besonderes, ja für einen besonderen Bürger? Wir Juden sind keine besonderen Bürger dieses Staates, sondern ebensolche wie alle anderen, und es sollte keinen Unterschied zwischen einem christlichen Deutschen und einem jüdischen Deutschen geben.

Als weiteres Beispiel will ich eine Begegnung zwischen Ignatz Bubis sel. A. und Werner Höfer nennen. Ignatz Bubis, so berichtete mir dieser, war in Baden-Württemberg zu einer Diskussionsveranstaltung eingeladen. Hinterher wurde er zu einem Abendessen gebeten, zu dem auch Werner Höfer und seine Frau eingeladen waren. Während des Essens fragte ihn Herr Höfer: „Herr Bubis, es würde mich interessieren, wie denn die fremdenfeindlichen Ausschreitungen in Deutschland in Ihrem Land gesehen werden.“ Bubis erhielt solche Fragen täglich und antwortete: „In Hessen nicht anders als in Baden-Württemberg, Herr Höfer.“ Woraufhin Herr Höfer fragte: „Sie sprechen doch Hebräisch?“ Darauf entgegnete Bubis: „Richtig, ich spreche auch Russisch, und ich spreche auch Italienisch. Was meinen Sie mit dieser Frage nach meinen Hebräischkenntnissen?“ An dieser Stelle mischte sich Frau Höfer ein und meinte: „Aber Sie sind doch Ausländer.“ Herr Bubis entgegnete darauf: „Die einzige Staatsbürgerschaft, die ich je besessen habe, war die deutsche. Und um Ihre nächste Frage gleich mitzubeantworten, ich habe auch nicht die doppelte Staatsbürgerschaft und ich habe auch nie eine solche besessen.“

Frau Höfer saß den ganzen Abend kopfschüttelnd am Tisch, sie konnte es einfach nicht begreifen. Man hat sich dann nach dem Essen noch verabschiedet, und da bemerkte Herr Höfer: „Herr Bubis, ich wünsche Ihnen alles Gute und trotz allem auch alles Gute für Ihr Land.“

Hierauf erwiderte Bubis: „Ich danke Ihnen im Namen der Bundesrepublik Deutschland.“

Dies ist nur ein Beispiel. So etwas passiert jedem Juden jeden Tag in jeder Umgebung. Irgendwann ist man es aber leid, auf solche Fragen zu antworten, man kann dem zwar eine Weile mit Humor begegnen, aber nicht immer.“

Fall 3: Eine Deutsche, die Muslima geworden war, auf einer Veranstaltung der CIG: „Oft muß ich mich rechtfertigen, wie ich als Deutsche freiwillig den Islam annehmen kann. Manche Leute gehen mich dann auch schon mal an: „Dann geh doch heim nach... nach... nach Islam!“ Darüber konnte ich innerlich lange noch schmunzeln. Aber vor einigen Wochen wandte ich mich mit einem Anliegen [es ging um die Frage, ob es im städtischen Hallenbad auch Schwimmzeiten nur für Frauen geben könnte, d.Verf.] an meine Stadtverwaltung – und wurde, obwohl ich versicherte, noch nie Ausländerin gewesen zu sein, an den ‚Ausländerbeauftragten‘ verwiesen. Der sei für ‚Islam‘ zuständig. Durch meine Religion war ich also in meiner eigenen Stadt amtlich zur Ausländerin geworden. Nun schmunzelte ich nicht mehr.“

Fazit: Ausgrenzung fängt in der Sprache und Struktur an und wenn selbst die amtliche „Woche im Bundestag“ noch im Jahr 98 die treffliche Schlagzeile „Jeder 5.Ausländer in Deutschland

geboren“⁹ produziert, so brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn dies einerseits als ungewollt-lächerlich und andererseits als schmerzlich-dumme Ausgrenzung erfahren wird.

Dabei kann man ersehen, dass die sprachliche Entwicklung neben der Gedanklichen herwandert, bisweilen etwas hinterhertrödelnd, seit vielen Jahrzehnten gerade in diesem Bereich. So finden wir in den 60ern und frühen 70ern noch allenthalben den Begriff des „Fremdarbeiters“, der sich erst langsam, über Jahre hinweg, zum freundlicheren „Gastarbeiter“ entwickelt. Über den „Ausländer“ kam man sodann zum „ausländischen Mitbürger“ – und auf diesem Niveau ist man seit den frühen 80ern irgendwo stehengeblieben.

Zwar hat es einige Versuche rund um „Immigrant“ und „Migrant“ gegeben, aber dieser Terminus liegt ebenfalls längst weit daneben, sind doch über zwei Drittel der Unter-18-Jährigen ausländischer Herkunft längst in Deutschland geboren – und folglich von nirgendwoher „eingewandert“. Aus den U.S.A. hat man versucht, den (dort gerade absterbenden) Begriff der „ethnischen Minderheiten“ zu importieren – was ebenfalls danebengeht, denn weder Ignatz Bubis noch die zum Islam konvertierte Deutsche gehör(t)en einer „anderen“ Ethnie oder gar Rasse an, auch möchte ich die Importeure dieses Begriffes fragen, in welche Ethnie denn Kinder deutsch-türkischer Ehen eingeordnet werden oder wie es um Dennis steht, einen kleinen, neugeborenen Bekannten, dessen Mutter Türkin, dessen Vater Italiener und dessen Staatsangehörigkeit nach dem neuen Recht nun „Deutsch“ ist.

Wenn wir also in der heutigen Zeit uns auch sachlich richtig ausdrücken wollen, werden wir nicht umhin können, mindestens drei Bereiche sprachlich und gedanklich klarer voneinander zu trennen:

Nationalität, Herkunft und Religion.

Der mittlere Begriff, die ‚Herkunft‘ wäre dabei auf zwei bis drei Generationen zu beschränken – vor allem, weil ansonsten wohl irgendwann alle Menschen in Deutschland unter die Definition „ausländischer Herkunft“ fallen würden, was den Unterhaltungswert steigern, aber den Gebrauchswert für den Sprachgebrauch wieder einschränken würde.

Die Menschen, die heute immer noch landläufig als „Ausländer“ bezeichnet und nicht selten ausgegrenzt werden, wären demnach also „Menschen ausländischer Herkunft“, was in der Benennung auch dem Anspruch der vielen entspricht, die Deutschland bereits als ihre Heimat akzeptieren, aber auch ihre Herkunft und Wurzeln nicht leugnen wollen.

Ein Deutscher kann z.B. türkischer Herkunft sein, dann eben die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen haben und religiös sunnitischer Muslim, aber auch Alevit, Christ, Jude oder Yezide sein – alles religiöse Minderheiten, die es in der Türkei bis heute in beachtlicher Zahl gibt, obgleich türkische wie deutsche Nationalisten die dumpfe Gleichung „Türke = Moslem“ wohl nie aufgeben werden.

Um zu den drei Fällen noch einmal zurückzugehen: Yunus ist Deutscher türkischer Herkunft und islamisch-sunnitischen Glaubens. Ignatz Bubis sel. A. war Deutscher jüdischen Glaubens. Und die junge Frau ist eben eine Deutsche islamischen Glaubens.

Wenn wir das sprachlich akzeptieren und uns die Mühe machen, hier zu differenzieren, ersparen wir einer Generation zunehmend deutscher Staatsbürger, sich auch weiterhin als „Ausländer“ angesprochen, definiert und bewußt/unbewußt ausgegrenzt zu finden.

⁹ WiB 1/98, Seite 17

Aber bei ein paar Korrekturen und Diskussionen um bestehende Sprachbilder wollen wir nicht stehenbleiben, sondern uns fragen, WAS eigentlich genau zu tun ist, um ein „Mehr“ an Heimat und Identität beiden Seiten in Aussicht stellen zu können.

VI. – Die Kunst, sich selbst im anderen zu begegnen

„Der Mensch will sich zugehörig fühlen; denn Trennung überwinden ist Glück. Und so sehnt sich der Mensch nach der größeren Einheit. Diese führt mancherlei Namen. Einer heißt Freundschaft.“

„Niemand findet zu sich selbst, wenn er den Weg zu anderen meidet.“
Beide Zitate von Heinrich Berner

Wir haben davon gesprochen, dass „Fremdheit“ die Menschen herausfordert. Die einen reagieren mit Neugier und Offenheit – und indem sie „das Fremde“ kennenlernen, verliert es seine Fremdheit und sie gewinnen an Erkenntnis und Erfahrung dazu. Anderen aber ist diese „Fremdheit“ zu groß, sie fürchten und meiden sie. Nicht nur im Kino ist das „Alien“ (übers. „Fremder“!) gerne ein Synonym für zutiefst Unverständliches, Fremdartiges, Gefährliches, Furchtbares. Aber: da niemand gerne Furcht erleidet und jeder zumindest auch einen Funken Neugier in sich hat, stimmt meiner Meinung nach die Annahme von Berner: „eigentlich“ will die Trennung überwunden werden...

Wenn man sich als Christ im pietistisch geprägten Süddeutschland im Dialog mit Muslimen und für ein besseres und respektvolleres Verständnis des Islam engagiert, hat man es in Öffentlichkeit und Kirchengemeinden nicht selten mit starken Vorurteilen, Furcht und der einseitigen Betonung von Unterschieden, ja dem Vorwurf der Naivität oder sogar des „Verrates“ schon durch den Einsatz für die Menschenrechte von Muslimen zu tun. Dagegen „frontal“ angehen zu wollen und die Leute etwa mit moralinsauren Appellen zu bearbeiten, fruchtet da wenig bis gar nichts – würde Tendenzen der Abschottung und des Rückzuges von demokratischen Positionen wohl eher verstärken. Sehr positive Erfahrungen habe ich jedoch mit der Technik des „Verknüpfens“ gemacht, des gezielten Suchens und Ansprechens interessanter Verbindungslinien, die die Zuhörer überraschen, ihre Neugier weiter entfachen und sie zu Fragen animieren sollen. Denn wer fragt, hat mit dem „Forschen“ begonnen, hat die Angst, sich über „den anderen“ zu informieren, schon unbewußt ein Stück aufgegeben, ist –um mit dem Prof. Bischof zu sprechen- über die Distanz hinweg bereits auf Tuchfühlung gegangen.

Ich möchte im folgenden einfach einmal beispielhaft 6 solcher „Verknüpfungspunkte“ so präsentieren, wie ich sie in Vorträgen oder Referaten auch vorbringe. Vielleicht finden Sie ja auch das eine oder andere interessant..?

Vor einer streng „bibeltreuen“ Hörerschaft

„Dass sich die Muslime gemeinsam mit Juden und Christen auf Abraham berufen, ist inzwischen fast allgemein bekannt. Begibt man sich jedoch tiefer in den Dialog, so stößt man plötzlich auf ungeahnte Wunder und Schätze unserer eigenen Schrift – der Bibel! Wußten Sie, meine Damen und Herren, dass nahezu die gesamte, islamische Wallfahrt, die Hadsch, sich an unserer Bibel orientiert? Schlagen wir 1.Mose 21,14 auf. Hier finden wir die dramatische Geschichte von Ismael und seiner Mutter Hagar! Und so, wie Hagar hier verzweifelt durch die Wüste irrt, gehen die Muslime sieben Mal zwischen den Hügeln bei Mekka. Der Wasserbrunnen aber, den Gott ihnen schenkt, nennen die Muslime Zam-Zam; bis heute sprudelt er aus dem Felsen und sein Wasser gilt als besonders heilig. Als mir mein islamischer

Freund Murat Wasser aus dieser Quelle mitbrachte, haben wir gemeinsam diese Stelle der Bibel gelesen.“

Vor einer konservativ-farbentragenden Studentenverbindung

„Jeder von Ihnen weiß, dass es zu Zeiten der Kreuzzüge zu furchtbaren Kämpfen und Gemetzeln kam, aber nur wenige wissen, dass es in den oft langen Kampfpausen zu fruchtbaren Kontakten, ja Freundschaften zwischen den Kriegern kam. Wir wissen heute, dass so nicht nur manches kulturelle und wissenschaftliche Wissen, sondern auch das Ideal mittelalterlicher Ritterlichkeit aneinander weiterentwickelt wurde. Bis heute wird etwa die Würde und Fairneß des Ihnen sicher bekannten Saladin gerühmt, dem Lessing auch im „Nathan“ ein Denkmal setzte. Unbekannter ist, dass in den ältesten Fassungen der Gralssage, etwa noch bei Wolfram von Eschenbach, dieser „Kral“ noch kein Kelch oder Speer ist, sondern ein schwarzer Stein der Weisheit und Erkenntnis. Es geht hier um keinen anderen als um den schwarzen Stein in der islamischen Kaaba zu Mekka, der für die islamischen Krieger das symbolische Ziel ihrer inneren und äußeren Pilgerfahrt war. Christen wurden auf ihn aufmerksam – und begannen so, nach dem inneren Schatz ihres eigenen Glaubens zu suchen, auf ihre eigene Pilgerfahrt zu gehen! Ja, der Kontakt zwischen den Kriegern wurde so eng, dass die Inquisition später den Ritterorden der Templer unter der Anklage verfolgte, die Templer hätten einen Götzen namens „Baphomet“ angebetet; eine Verballhornung des Namen des islamischen Propheten, Mohammed.“¹⁰

Vor einer aufgeschlossen-fröhlichen Zuhörerschaft

„Als kleinen Beleg dafür, wie tief die Angst der Menschen vor den angeblich so bösen Moslems saß und sitzt, mag eine Anekdote gelten: Wissen Sie, warum Zauberer in Europa so gerne mit „Simsalabim“ ihren Zauber eröffnen? Nun, Muslime beginnen jede Tätigkeit damit, dass sie die Bismille, „Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen“, aufsagen. Diese lautet: Bismillah rachmani rahim – und wir Abendländer waren lange felsenfest davon überzeugt, dass es sich hierbei nur um eine unheimlich mächtige Zauberformel handeln konnte! Per Flüsterpost kam also das mächtige >Simsalabim< in unsere inzwischen spielerische „Kultur des Zauberns“!“

Auf einen evangelikal-antimuslimischen Brief (häufig!)

„Gerade als Christen dürfen wir uns darüber freuen, dass der Islam von Jesus eine sehr hohe Meinung hat, ihn im Quran nicht nur Gesandten, sondern ausdrücklich Messias, Wort Gottes und auch Geist Gottes nennt. Von der unbefleckten Empfängnis durch den Heiligen Geist wird berichtet und nach Maria ist sogar eine eigene Sure im Quran benannt. Das alles kann und soll –und hier stimme ich Ihnen zu!- Unterschiede nicht relativieren, aber es kann das Gespräch miteinander eröffnen. Ich möchte Ihnen daher von Herzen das Buch „Jesus und Maria in der islamischen Mystik“, erschienen im Kösel-Verlag, empfehlen. Annemarie Schimmel, selbst Christin und vom Bundespräsidenten ausgezeichnete Orientalistin und Autorin, hat hierbei die schönsten Gedanken der islamischen Welt, vor allem der Mystiker, zu Jesus zusammengetragen. Es ist für uns Christen immer wieder erbaulich und ermutigend zu sehen, wie Geist und Botschaft Jesu auch in anderen Kulturen und Religionen wirken. Wenn Sie es gelesen haben, würde mich Ihre Meinung hierzu persönlich sehr interessieren.“

Vor einer islamischen oder christlich-islamisch gemischten Hörerschaft

(Weitergabe der vervielfältigten Magisterurkunde von Immanuel Kant (→ Anlagen)

„Meine sehr verehrten Damen und Herren, kann schon jemand erkennen, um wen es bei diesem Dokument geht? Richtig, oben haben wir den Namen Friedrichs des Großen, in seinem

¹⁰ siehe auch Udo Tworuschka, „Lexikon – Die Religionen der Welt“, Zwickau 1999, Kapitel „Gral“

Namen wurde dieses Dokument aufgesetzt. Aber um wen geht es? Richtig – es geht um Immanuel Kant, dies ist seine Magisterurkunde.

Weiß jemand, was diese Schriftzeichen am oberen Blattende bedeuten!? Genau, es ist arabisch – die Bismille! Diese offizielle und amtliche Urkunde leitet ein mit dem islamischen „Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen“! Sie sind überrascht?!

Dann werfen wir einen Blick auf den Namen seines Doktorvaters, Johannes Bernhard Hahn. Wenn Sie sich seine Titel anschauen, werden Sie erkennen, dass wir es hier mit einem Gelehrten der Theologie und Orientalistik mit Bezug auch zur jüdischen Synagoge zu tun haben! Es gab also schon vor Jahrhunderten intensive, interreligiöse Kontakte – und diese haben dem Geistesleben seinerzeit sehr gut getan! Friedrich der Große, der ja sonst keinesfalls als zaghaft bekannt ist, hat in seinen Schriften über die Religion geschrieben: „Toleranz ist für die Gemeinschaft, in der sie eingeführt ist, dermaßen vorteilhaft, dass sie das Glück des Staates begründet. Sobald jede Glaubensweise frei ist, hat alle Welt Ruhe; wogegen die Glaubensverfolgung die blutigsten, langwierigsten und verderblichsten Bürgerkriege verursacht hat.“¹¹

Wäre es nun nicht an der Zeit, wäre es nicht unsere gemeinsame Chance, diesen Faden gemeinsam wieder aufzunehmen und unser Miteinander zu gestalten, wo wir doch heute mehr Chancen dazu haben, als je eine Generation vor uns?!““

Vor Mannschaften und Unteroffizieren der Bundeswehr

(während meiner Wehrdienstzeit in einer KRK-Einheit durfte ich in Absprache mit dem Militärgeistlichen die Kameraden auf die Begegnung auch mit dem Islam in Bosnien und dem Kosovo durch Vorträge mit vorbereiten).

Zu Anfang gebe ich gerne etwas „Greifbares“, eine kleine Glasskulptur einer Moschee, die die Soldaten von allen Seiten betrachten und zu der sie Fragen stellen können. Bei dieser Gelegenheit läßt sich anhand der Waschräume hervorragend erklären, dass sich Muslime mehrmals täglich einer rituellen Waschung (Abdest) unterziehen. Nach den Fragen erzähle ich dann gerne über Preußen, aber nicht über Immanuel Kant, sondern über die Marschmusik, die wesentlich von den türkischen Janitscharen beeinflusst wurde. Ich erwähne die Toleranz Friedrichs des Großen (o.g. Zitat), in dessen Heer eine islamische Einheit diente – mit einem eigenen, islamisch-preußischen Heeresimam! Und dann verdeutliche ich, dass König Friedrich keinerlei Diskriminierung oder Verächtlichmachung dieser Einheit duldet – sie waren ihm tapfere und gleichberechtigte Mitglieder seiner Armee.

Die Erfahrungen, die ich persönlich mit dieser Art des „Verknüpfens“ gemacht habe, waren und sind außerordentlich positiv; daher möchte ich sie auch über diese Arbeit weitergeben.

Worin liegen Ansatz und Wirkung dieser Technik?

Für entscheidend halte ich es, die Menschen dort, wo sie sind, mit ihrer jetzigen Identität und Angst abzuholen. Mit Bibelziten erreichen wir nur einen kleinen Teil der Bundeswehrgoldaten, mit Friedrich dem Großen kaum die breitere Basis einer evangelikalen Kirchengemeinde. Wenn mancher Gutmensch voller Akzeptanz und Respekt auf andere Kulturen zugehen, aber diversen, einheimischen Subkulturen (Studentenverbindungen, Militär, Gemeinden & Hauskreise verschiedenster Prägungen usw.) von vornherein mit Ablehnung gegenübertritt, kann er oder sie nicht wirklich Brücken bauen. Denn es ist nicht wirklich produktiv, Vorträge und Diskussionen über Toleranz auf jene Menschen zu beschränken, die ohnehin von Anfang an der gleichen Meinung sind wie wir.

¹¹ „Friedrich der Große – Ausgewählte Texte“, Goldmann 1986

Wer Vorurteile abbauen möchte, muß schon den Mut und Willen haben, auch dorthin zu gehen, wo diese Vorurteile virulent sind – auch und gerade wenn das heißt, auch eigene Vorurteile dabei immer wieder erkennen und überwinden zu müssen!

Neben die Sachinformation können wir „Verknüpfungen“ stellen, die dem Zuhörer ermöglichen zu erkennen, dass die eigene wie die fremde Kultur und Heimat nie wirklich statisch und „abgeschottet“ waren, sondern dass sie seit Jahrhunderten fruchtbare Impulse austauschten. Idealerweise können diese Verknüpfungen dem Zuhörer dabei sogar die Identifikation mit dem „eigenen“ neu und positiv erleichtern: wer etwa die deutsche Geistesgeschichte schätzt, kann neu erfahren und entdecken, wie neugierig und weltoffen unsere großen Denker bisweilen waren (man denke nur an Lessing, Goethe, Rilke usw.!) – und wie das ihre Schaffenskraft beflügelt und erweitert hat!

„Verknüpfende Anekdoten“ prägen sich ein und regen zum Weiterfragen, ja zum eigenen Nachforschen, aber auch zum Weitersagen an. Ich bin jedesmal sehr glücklich, wenn nach einem Vortrag Leute nach vorne kommen oder Briefe schreiben und z.B. nach weiterführenden Büchern und Literaturtips fragen, oder auch eigene „Entdeckungen“ beibringen. Für ein Schmankerl halte ich z.B. das „Kleine Lexikon deutscher Worte arabischer Herkunft“ von Nabil Osman, erschienen im Beck-Verlag, aus dem wir z.B. die Wurzeln von Worten wie Kabel, Kaffee, Koffer, Marzipan, Risiko, Tasse oder auch Lila erfahren; eine Fundgrube für findige und heitere Verknüpfungen!

Vergleichbare Funde im Bezug zu anderen Kulturkreisen und Sprachen sollten ohne weiteres möglich sein – und (versprochen!), schon die Suche danach kann Spaß machen!

Bei all dem ist der Weg schon Teil des Zieles; denn wer einmal an der Freude gekostet hat, neue und überraschende Zusammenhänge zu entdecken, hat ja bereits mit einer kleinen „Tuchföhlung“ gegenüber dem Fremden begonnen – und dies als positiv und spannend, mithin als Bestätigung und Bereicherung der eigenen Identität erlebt. Denn: neigt der menschliche Geist dazu, alle Dinge und Werte –auch Sprache & Kultur, Identität & Heimat– gerne im Sinne eines statischen und zu „bewahrenden“ SEINs einordnen zu wollen, so begreifen wir nun, dass sich alle diese Werte in der gesamten Geschichte der Menschheit in einem beständigen WERDEN befanden – und dass gegenseitiger Kontakt, Befruchtung und Dialog hierbei immer mit am Werk und ein echter Gewinn waren. Dies wird im Normalfall nicht gleich einen „totalen Meinungsumschwung“ herbeiföhren, wohl aber Prozesse, die mit ein wenig Geduld zu gelasseneren und auch neugierigeren Grundpositionen föhren können, Ankommende wie Aufnehmende zur ausgewogenen Mitte hin integrieren.

Den Ansatz der Verknüpfung haben wir in der Christlich-Islamischen Gesellschaft (CIG) Region Stuttgart e.V. übrigen nicht nur bei Vorträgen oder Artikeln, sondern z.B. auch bei Konzeption, gemeinsamen Verfassen und Aufföhierung eines Theaterstückes („Abraham heute“, Text abrufbar über www.cig-stuttgart.de) mit Freude und auch Erfolg umsetzen können.

Wir wollen nun jedoch noch einen weiteren Schritt gehen und überlegen, inwiefern wir den Aspekt der Verknüpfung, Entdeckung von Gemeinsamkeit und das Vermitteln gemeinsamer Chancen auch im politisch-gesellschaftlichen Raum wieder und neu fruchtbar machen können. Auch der Ansatz der Stadtbürgerschaft kann dabei zunächst einmal „nur“ in der Sprache seinen Anfang nehmen und von dort aus in das Denken und dann in die Strukturen wachsen!

VII. Ein Ansatz zum Wiederentdecken: Die Stadtbürgerschaft



„Für einen Stadtbürger war das Vaterland nicht Deutschland, sondern Nürnberg oder Nördlingen.“

- Dietrich Schwanitz, „Bildung: Alles, was man wissen muß“, Kap.12: Die Geschichte Europas

„Deswegen bin ich fucking kein Ausländer.“

Ich bin aus Kreuzberg. Ich habe die Kreuzberger Staatsbürgerschaft.“

- Tamer, O-Ton-Interview der Shell-Jugendstudie 2000¹²

Wenn wir heute von „Bürger“ und „Bürgerrechten“ sprechen, so meinen wir meistens den „Staatsbürger“. Dabei schwingt ja noch das Wörtlein von der „Burg“ im Bürger mit – ein Hinweis darauf, dass bei der Definition dieses Begriffes eher an lokale und sehr konkrete Burg-Rechte gedacht war; die nahe Burg, in die man bei Bedarf Zuflucht nehmen durfte!

Und dafür soll es ja auch Bedarf gegeben haben, damals, im Mittelalter.

Und heute? Nun Burgen werden heute nicht mehr vorzugsweise besucht, um vor Raubrittern oder feindlichen Heeren zu fliehen, doch werden sie wo immer möglich von sehr vielen Menschen besucht und von den umliegenden Gemeinden mit Stolz als „eigen“ betrachtet. Auch sie sind ein wertvoller Bestandteil der Lokalgeschichte und –kultur und ihre Bewahrung wird deshalb nicht zu Unrecht als wichtige „Heimatspflege“ erachtet.

Denn entgegen mancher Prognosen ist das Interesse an lokaler Verwurzelung und Heimat nicht etwa gesunken, vielmehr feiern heimatkundliche Rundgänge, Vorträge und Instandsetzungen nebst der Pflege regionaler Traditionen & Feste (am liebsten mit sonntagsfreiem Verkauf verknüpft) fröhliche Urstände und reges Interesse und da ist kaum noch eine Stadt, die sich nicht wenigstens ab und zu etwas Stadtgeschichte leisten würde!

Ja, es scheint fast, als ob gerade in der globalisierten und vernetzten Welt der Sinn für das Eigene, Lokale ganz neu geschärft worden ist.

Ich behaupte: jenseits aller hohen Debatten um das „Ausländer oder Nicht-Ausländer-sein“ liegt hier ein großer, bisher leider größtenteils ungehobener Schatz verborgen – die Stadtbürgerschaft!

Halten wir doch einmal fest: auch nach heutiger Definition wird ein Mensch, der sich rechtmäßig Wohnung in einer Gemeinde genommen hat, zum „Bürger“ dieser Gemeinde! Warum sonst auch veranstalten manche Städte „Neubürger“-Empfänge oder -Rundfahrten für Neu-Hinzugezogene deren Staatsbürgerschaft sich ja im allgemeinen nicht ändert!?

Was also, wenn wir diese in Jahrhunderten bewährte Definition einfach konsequent auf die gesamte „Bürgerschaft“ anwenden würden – also auch auf den Teil, der landläufig bisher immer noch als „ausländischer (oder jüdischer) Mitbürger“ angesprochen wird!?

Sie meinen, dass sei doch „nur“ eine leichte Akzentverschiebung in der Sprache? Oh nein! In dem Moment, wo wir Menschen ausländischer Herkunft unabhängig von ihrer aktuellen

¹² 13.Shell-Jugendstudie 2000, Band 2, S. 261

Staatsbürgerschaft zunächst sprachlich ein gemeinsames „Wir“ mit den Alteingesessenen anbieten, eröffnen wir beiden Seiten neue Zugänge zur Integration.

Denn die Identifikation mit dem Ort, in dem man lebt und aufwächst, ist viel direkter und „urwüchsiger“ als die komplexen, mythenschweren Überbauten von Nationalstaaten. Einem in Dettingen aufgewachsenen Türken mag es so zunächst schwer fallen, sich plötzlich und vollständig als „Deutscher“ zu fühlen – als „Dettinger“ fühlt er sich mit großer Wahrscheinlichkeit! Wenn nun auch die „deutsche Seite“ –hier: die Stadt als solche- dies anerkennt und lebt, kann auf beiden Seiten das Bewußtsein wachsen, dass es eben Dettinger deutscher, türkischer, griechischer und anderer Nationalität, verschiedenster Herkunft und auch Religion gibt – und dass das eine tolle Sache sein könnte!

Ein kleines, konkretes Beispiel: Ich schlug dem Oberbürgermeister unserer Stadt vor, letztes Jahr nicht nur zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, sondern auch zum islamischen Ramadan über das an jeden Haushalt verteilte Amtsblatt zu grüssen; schließlich leben einige tausend Muslime in unserer Stadt!

Die Anrede sollte aber nicht lauten: „Liebe muslimische Mitbürger“ oder sogar „Liebe türkische Freunde“, sondern schlicht „Liebe Filderstädter Muslime“.

Der Effekt war beachtlich: ich weiß von Muslimen, die diesen Gruß stolz ausschnitten und auch von einigen Diskussionen unter Alteingesessenen; denn dass es Ausländer, Türken, Moslems „in Filderstadt“ gegeben hat, wußte natürlich jeder, dass wir es hier aber mit „Filderstädter Muslimen“ zu tun haben, war dann doch ein neuer Gedanke... (-:

Damit dieser Gedankengang aber nicht beim unverbindlichen „Wortspiel“ bleibt, steht es uns gut an, die „Stadtbürgerlichen Rechte“ einmal zu definieren:

1. Jedem Stadtbürger steht das Recht zu, als solcher anerkannt zu werden. Stadtbürger sind keine „Ausländer“ und sollten als solche weder sprachlich noch durch kommunale Strukturen ausgegrenzt werden.
2. Stadtbürger sind Bestandteil der städtischen Vielfalt und ihrer Geschichte – und es ist Aufgabe der Stadtgeschichte & Heimatpflege, auch die Beiträge religiöser und kultureller Minderheiten aufzuzeigen und zu würdigen!
3. Stadtbürger haben ein Recht darauf, dass die überkommenen Formen kommunaler „Ausländerarbeit“ neu diskutiert werden, da sie den heutigen Anforderungen würdevollen Zusammenwirkens meist nicht mehr genügen. Stadtbürger wollen und sollen sich stärker bürgerschaftlich (!) beteiligen und nicht länger begütigend-herablassend einseitig „betreut“ werden. Sie sind Teil der kommunalen Bürger- und Zivilgesellschaft, an der vielerorts gebastelt wird. Das ehrenamtliche Engagement aller Stadtbürger muß gleichermaßen anerkannt, gewürdigt und wo möglich auch gefördert werden!

Wir haben über den „Einstiegspunkt“ des Sprachgebrauches (1.) bereits ausführlich nachgedacht – lassen Sie uns nun gemeinsam unsere

Stadtgeschichtliche Vielfalt entdecken!

Und an diesem Punkt läßt sich ansetzen: die Stadt war in unserer gesamten, europäischen Kulturgeschichte ein Ort der Vielfalt und der Begegnung! Setzen Sie Ihren Stadtarchivar in Bewegung! Lassen Sie ihn einmal forschen und suchen nach Berichten von Gesandtschaften aus fernen Ländern, Briefen von Reisenden, berühmten Verbindungen! Und warum eigentlich nur die ferne Vergangenheit?! Wie wäre es mit einem Band, einer Ausstellung zur gewachsenen Vielfalt Ihrer Stadt?!

So erlebten die meisten Städte im Westen Deutschlands nach dem 2. Weltkrieg zwei große Einwanderungswellen; und leider heute viel zu wenig beachtet, hat sich der Zuzug damals oft argwöhnisch beäugten „Fremden“ aus den Ostgebieten inzwischen zu einer Erfolgsgeschichte entwickelt, so sehr, dass nur noch ein Bruchteil der jungen Generation etwas von diesem Zuzug, von engen Unterbringungen, evangelisch-katholischen Spannungen und manchen Ängsten weiß.

Wie wäre es wenn eine junge, interkulturelle Gruppe (z.B. aus dem Geschichtskurs einer örtlichen Schule) losziehen würde, und in einem ersten Schritt diese Zeiten erforschen und aufarbeiten würde, etwa in Form von Zeitzeugeninterviews, Beibringung von Fotos, Dokumenten und Gegenständen zu einer Ausstellung, zur Erstellung eines stadtgeschichtlichen Bandes? Solcherart geübt, könnte sodann die zweite Einwanderungswelle, die damaligen Fremd- und Gastarbeiter, mit deren Erfahrungen, Empfindungen, Hoffnungen und der Vielfalt ihres heutigen Lebens, erschlossen werden. Sicherlich finden sich für und in jeder Stadt auch erstaunliche Begebenheiten, Anekdoten und Verknüpfungen, die zum Weitererzählen und Überdenken einladen! Wußten Sie z.B. dass der Döner im Fladenbrot, wie wir ihn heute kennen, 1972 von einem türkischen Berliner erfunden wurde!? Wann eröffnete dann der erste „Döner“ in Ihrer Gemeinde?

Zuwanderung als lebendiger und letztlich chancenreicher Teil der Stadtgeschichte – erreichte diese Botschaft nur einen Teil der Bürgerinnen und Bürger einer Stadt, wieviel ließe sich direkt und indirekt bewegen! Und vor allem für die Stadtbürger ausländischer Herkunft wäre es sicher ein neuer und ermutigender Aspekt hin zu mehr Bindung an ihre neue Heimat, sich selbst als Bestandteil auch „ihrer“ Stadt und ihres Wachsens erleben zu dürfen!

Im Jahre 2000 feierte auch Filderstadt sein 25.tes Jubiläum. Aufgrund auch des Versagens des Ausländerbeirates (zu den veralteten Strukturen bisheriger Ausländerpolitik kommen wir noch!) wurden die Filderstädter ausländischer Herkunft nicht nur bei den Vorbereitungen, sondern auch bei der Verteilung des Jubiläumsetats lange vergessen; bewußt/unbewußt blieben sie wohl als „Ausländer“ ausgespart. Doch dann gelang es unserem CIG-Ortskreis tatsächlich noch, eine Ausstellung auf die Beine zu stellen: „25 Jahre Filderstädter Christen und Muslime – Eine Zwischenbilanz“. Mit Fotos, Gedichten, Zeitungsausschnitten, Bildern u.v.m. konnten wir aufzeigen, dass es seit Entstehung unseres Ortes durch die Gemeindereform auch ein kulturell-religiös reiches Leben der Vielfalt in unserer Stadt schon gegeben hatte. Das Besucher-Interesse war durchaus rege und die christlich-islamische Podiumsdiskussion von Filderstädtern für Filderstädter ein Erfolg, der auch in die islamischen Vereine und vor allem die Kirchengemeinden hinein nachwirkte.

Ein weiteres, positives Beispiel sind die allenthalben aufkommenden Forschungen vieler Gemeinden über ihre früheren, jüdischen Minderheiten. Nun werden deren Zeugnisse neu entdeckt, ausgezeichnet, bewahrt. Diesen Weg weiterzugehen in die Neuzeit und die heutigen Minderheiten wäre sicherlich ein lohnender Weg!

Werfen wir auch einen Blick auf Gemeinden, die schon eine repräsentative Moschee haben. In nahezu jedem Fall gab es erbitterten Widerstand, wurden die Antragssteller mit Beschimpfungen und Verdächtigungen überzogen, warnten eifernde Prediger vor der „islamischen Bedrohung“, wurde Druck in Medien und Politik gemacht. Dort aber, wo der Bau dennoch stattfinden konnte, hat sich die Situation nach einigen Jahren oft grundlegend geändert. Sicherlich ist das „Miteinander“ vielerorts noch immer nicht frei von Spannungen und Ängsten, doch haben sich die Moscheen nicht selten zu Besuchermagneten entwickelt, auf die nicht nur die Muslime, sondern auch die Stadtbürger bisweilen richtig stolz sind. So herrscht in Pforzheim heute eher etwas Ärger darüber, dass man damals eine Kürzung des Minarettes verlangt hatte, was dem Bau bis heute eine leichte, aber irritierende Asymmetrie

verleiht; ein peinlicher Nachhall kleinkarierter Intoleranz, über den gar viele Besucher aus nah und fern gerne schmunzeln. Und selbst die damals heftigsten Gegner des Moscheebaus räumen heute ein, dass die Moschee inzwischen „dazugehört“ und mancher will sich der eigenen, düsteren Warnungen vor „den Moslems“ auch gar nicht mehr so gerne erinnern...

Ich vertrete die Meinung, dass eine konsequente Neubenennung und Neuentdeckung der kommunalen Vielfalt schon einiges schaffen kann, denn es „weiten“ sich die Bezüge von Identität und Heimat bei Mehr- wie Minderheiten; und dies kann sich mittelfristig von kommunalen Bezügen auf überregionale, nationale, ja europäische Ebenen übertragen – wenn, ja wenn wir auch bereit sind, auf das Denken und Sprechen auch die Überprüfung der bisherigen „kommunalen Ausländerarbeit“ folgen zu lassen.

VIII. Die bisherigen Instrumente der „Ausländer- und Integrationspolitik“ - Eine kritische Würdigung

Der Ausländerbeauftragte

In einer großen Stadt bereiteten wir gemeinsam eine Veranstaltung zur Europawoche mit Vertretern aller drei Religionen vor: „Juden, Christen, Muslime – Gemeinsam Europa bauen“. Im Gespräch mit jüdischen Freunden fragte mich einer, wer in der Stadtverwaltung hierfür zuständig sei. „Der Ausländerbeauftragte, Herr Soundso.“, antwortete ich wahrheitsgemäß. „Soso...“, antwortete mein Gesprächspartner, ein Jude, der schon das Dritte Reich als Deutscher in Deutschland überlebt hatte, mit etwas bitterem Humor: „...sind wir also immer noch >Ausländer< hier.“

Namen, so könnte man leichthin sagen, sind „Schall und Rauch“. Andererseits erfüllen sie den Zweck der „Orientierung“ – und mit ihnen verbinden sich beabsichtigte und unbeabsichtigte Aussagen, gerade dann, wenn es um „offizielle“ und damit verbindliche Benennungen geht. Wenn etwa der deutsche Verein XY mit seinem Anliegen direkt einen Termin bei einem der Bürgermeister bekommt, aber der sogenannte „ausländische Verein“ („ausländisch“, obwohl nach deutschem Vereinsrecht und mit deutscher Satzung, mit zunehmend deutschem Mitgliederanteil und als juristische Person nach deutschem Recht mit Sitz in einer deutschen Gemeinde gegründet und eingetragen!) erstmal an den Ausländerbeauftragten und -beirat verwiesen wird, ist das eine Botschaft, die leider sehr wohl verstanden wird...

Mit dieser Kritik soll jedoch keinesfalls die oftmals äußerst engagierte, einfallsreiche und vielseitige Arbeit vieler hervorragender Ausländerbeauftragter herabgesetzt werden – im Gegenteil! Das Amt der bisherigen Ausländerbeauftragten verdient eine umfassende Neukonzeptionierung und Aufwertung, soll es den zukünftig eher wachsenden Aufgaben und Herausforderungen gewachsen bleiben!

Und um es vorweg zu sagen: eine bloße Umetikettierung zum **Integrationsbeauftragten** erfüllt diesen Anspruch nicht. Schon auf die obigen Zitate und Beispiele angewandt zeigt sich, dass es noch abenteuerlicher wäre, etwa Muslimen und Juden zu signalisieren, allein aufgrund ihres religiösen Bekenntnisses bestünde in jedem Fall weiterhin ein Bedarf an Integration...

Konkrete Vorschläge zur Konzeption **eines Beauftragten für interkulturelle Bürgerbeteiligung** finden Sie im nächsten Kapitel – aber lassen Sie uns zunächst das zweite Standbein konventioneller „Ausländerpolitik“ unter die Lupe nehmen:

Der Ausländerbeirat

„Junge, wenn du uns jetzt im Ausländerbeirat vertrittst – paß auf! Häng dich nicht zu stark rein, du machst dir eh keine Freunde damit. Wenn du für die einen was tust, wollen die anderen das Gleiche – oder sie sind dir ewig sauer! Die einen können nicht mit den anderen und meistens streiten die sich auch innerhalb ihrer Gruppe. Die ziehen dich da nur rein! Also, laß sie am besten reden und mach ein interessiertes Gesicht – und halt dich da sonst raus!“

- Ratschlag eines erfahrenen Kommunalpolitikers an einen neuen Stadtrat

„Eigentlich wollte ich schon vor ein paar Jahren die Einbürgerung für mich und meine Familie. Aber da haben sie mir im Verein gesagt: >Das kannst du nicht machen, wer vertritt uns denn dann im Ausländerbeirat? Außer dir kann das doch keiner machen!< Also haben wir's halt gelassen. Schade für die Kinder, eigentlich.“

- Mitglied eines Ausländerbeirates auf den Fildern

Als die ersten Ausländerbeiräte eingerichtet wurden, galt dies zu Recht als ein Meilenstein auf dem Weg zu mehr Miteinander. Nun endlich konnten gewählte Repräsentanten der Ausländerinnen und Ausländer mit Stadtverwaltung und Kommunalpolitik direkt diskutieren und diese beraten – vielfach entstanden vertrauensvolle Kontakte.

Und doch ist die Begeisterung für dieses Modell in den letzten Jahren zunehmend verfallen, ablesbar an der sinkenden Zahl der KandidatInnen für die Ausländerbeiratswahlen, vor allem aber an den flächendeckenden Einbussen an Wahlbeteiligung.

Fehlende Bekanntheit, Praxisferne, unzureichende Einflußmöglichkeiten und die Berichte von Zwistigkeiten innerhalb und zwischen den „Nationen“ haben dazu beigetragen.

Und auch hier gilt wieder: nicht das Engagement der Beiräte möchte ich kritisieren, von denen sich viele sehr verdient gemacht haben, sondern die veralteten Strukturen dieses Konzeptes:

1. Solange die Situation und soziale Struktur der ausländischen Gruppen noch recht homogen war, konnten sie auch von ein bis zwei Repräsentanten pro Nation glaubwürdig vertreten werden. Aber heute sind die einzelnen Gruppen schon in sich sozioökonomisch, kulturell und auch politisch so vielfältig und aufgefüchert, dass den Beiräten kaum noch ein Mandat zuerkannt wird, „für alle“ zu sprechen.
Das zunehmende Fehlen sichtbarer Ergebnisse nach dem Schwung der ersten Jahre hat diesen Prozeß der „Delegitimation“ weiter beschleunigt.
2. Im Ausländerbeirat spiegeln sich zu oft die Zwistigkeiten zwischen und auch innerhalb der einzelnen Nationen wieder. Einigermaßen belastbare und durchsetzungsfähige, „internationale“ Allianzen wurden immer seltener, immer häufiger (weil erfolgversprechender) setzten die einzelnen Gruppen und Nationen auf eigene, separate und nicht selten konkurrierende Kontaktpflege und Lobbyarbeit bei politischen Parteien und Stadtverwaltungen.
3. Mit dem EU-Kommunalwahlrecht ist ein weiterer Riß durch die Beiräte gegangen – während die einen nun insbesondere über ihre Vereine durchaus eine wirkmächtige Lobby im Gemeinderat schaffen können, bleibt dies anderen verwehrt.
4. Der Ausländerbeirat vertritt Ausländerinnen und Ausländer – und schließt damit ausgerechnet jene aus, die sich für die deutsche Staatsbürgerschaft entscheiden! Dadurch ist er –wie im obigen Zitat- sogar zum Hemmschuh für die eine oder andere Einbürgerung geworden, andererseits hat er über die Jahre doch viele der aktivsten und erfolgreichsten Mitglieder verloren. Es bleiben jene, die eine Einbürgerung –aus welchen Gründen auch immer- bewußt ablehnen und wir müssen uns fragen lassen, ob dies auf Dauer sinnvoll sein kann.

5. Die Existenz eines Ausländerbeirates kann die Neigung mancher Kommunalpolitiker fördern, die als unliebsam oder unergiebig erachteten Themen der „Ausländerpolitik“ zugunsten vermeintlich wichtigerer Tagesordnungspunkte gedanklich und tatsächlich immer wieder „zu verweisen“ und so Diskussionen und Entscheidungen zu verschleppen.

So bleibt auch dem Verfasser kaum etwas anderes übrig, als dem Votum der überwältigenden Mehrheit der Wahlberechtigten zu folgen, die sich diesem Modell immer weiter verschliessen: die vorliegenden Strukturen der Ausländerbeiräte haben sich ganz offensichtlich längst überlebt und erscheinen immer mehr Menschen zunehmend als kontraproduktive „Alibiveranstaltungen“. Auch Reformversuche wie der „Internationale Beirat“ in Stuttgart, zu dem erstmals internationale Listen gebildet und nur noch Nicht-EU-Wähler zugelassen wurden, haben nicht überzeugen können - die Wahlbeteiligung lag zuletzt bei gerade einmal 6% (!).

Nun ist es natürlich eine vergleichsweise leichte Übung, bestehende Strukturen und Konzepte kritisch zu hinterfragen – eigene, konstruktive Vorschläge sind gefragt!

IX. Ein wichtiger Aspekt der Bürgergesellschaft: Das interkulturelle Bürgerengagement



Was verbindet jene Lehrerin, die Kindern ausländischer Herkunft Sprachunterricht gibt, mit dem Imam der örtlichen Moschee, der seinem christlichen Pfarrerkollegen schreibt und die Kirchengemeinde herzlich zu einem Besuch einlädt? Was leistet die Deutsche jüdischen Glaubens, die allwöchentlich Synagogenführungen gibt ebenso wie der Übungsleiter, der Jugendliche verschiedenster Herkunft zu einer Fußballmannschaft zusammenbringt?

Natürlich: sie alle bauen Brücken zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft, Religion und Kultur, sie leisten einen Beitrag zum gelingendem Zusammenleben, stiften Vertrauen, bauen Ängste ab, eröffnen Chancen. Sie leisten interkulturelles Bürgerengagement!

Sie alle? Gleichermaßen? Dieser Gedanke ist –so selbstverständlich er klingt- in der kommunalen Praxis leider noch recht selten. Die Strukturen und Ansätze bisheriger „Ausländerpolitik“ gehen oft immer noch von einem „Gaststatus“ der „Ausländer“ aus; man hört sich Wünsche an und „gewährt“ aus edler Freundschaft und Mitmenschlichkeit, was statthaft erscheint. Vereine der Minderheiten in Deutschland gelten immer noch landläufig als „ausländische Vereine“ – als ob ihre Tätigkeit sich nicht im Inland entfalten würde! Auf Dauer verlieren so beide: Der Deutsche das Interesse am „eigenbrötlersichen & ewig nur fordernden Ausländer“, der Stadtbürger ausländischer Herkunft ein Stück seiner Würde und vor allem das Gefühl, zu dieser, seiner Stadt überhaupt etwas anerkannt beitragen zu können.

Wenn wir nun aber in unseren Städten plötzlich nicht mehr „Ausländer“, sondern echte Bürger, eben verschiedenster Kulturen, haben – folgt daraus nicht ein ganz neuer Ansatz?

Wir dürfen uns daran erinnern, dass die Ausprägung demokratischer „Politik“ auch sprachlich direkt auf die griechische „Polis“, also Stadtgemeinde, zurückgeht! Und ich behaupte, auch heute entscheidet sich wesentlich auch in den Kommunen, wie sich die politisch-demokratische Kultur eines Landes und seiner Bürger entwickelt! Gelänge es, die Minderheiten hier für eine insgesamt aktiver-gestaltendere Rolle zu gewinnen, würde sich dies mittelfristig auch auf Beteiligung und Ergebnisse landes- und bundespolitischer Prozesse auswirken! Gerade für die kulturell-religiösen Minderheiten müssen die Kommunen der Ort sein, an dem

demokratisches Bewußtsein von ihnen nicht nur bekenntnishaft „abverlangt“ wird, sondern an dem sie es selbst mit-erleben, mit-gestalten und letztlich mit-tragen können!

Auch hierzu wieder ein konkretes Beispiel: der Gemeinderat von Filderstadt hat im letzten Jahr die Aufnahme der Muslimischen Frauengemeinschaft in Bernhausen in den städtischen Frauenbeirat beschlossen. Die Anregung einer Fraktion, die MFG stattdessen in den Ausländerbeirat einzubeziehen, wehrte der Oberbürgermeister deutlich ab: „Wir sollten endlich begreifen, dass Muslime nicht mehr Ausländer sein müssen, nicht mehr in diesem Land und nicht mehr in dieser Stadt!“ Sie hätten die Freude der anwesenden Muslimas an diesem Abend sehen müssen – und auch die Entwicklungen, Diskussionen und Ideen, die sich seitdem in der Frauenarbeit unserer Stadt ganz neu abzuzeichnen beginnen!

Als Strukturen zur Förderung des interkulturellen Bürgerengagements schlage ich zwei Standbeine vor, die aus Neukonzeption und Umwidmung veralteter Strukturen vielerorts nahezu kostenneutral gewonnen werden könnten: den interkulturellen Bürgerbeauftragten und statt dem überholten Ausländerbeirat den interkulturellen Ring.

X. Interkulturelles Engament fördern & moderieren Die/Der Beauftragte für interkulturelle Bürgerbeteiligung



Die oder der interkulturelle Bürgerbeauftragte ist nicht mehr nur für „die Ausländer“ und deren Vereine zuständig, sondern dafür, interkulturelle Begegnungen, Prozesse und Ideen zu unterstützen, ggf. zu moderieren, bei der Vernetzung mit bestehenden Initiativen und Vereinen ebenso wie mit verschiedensten Stellen der Stadtverwaltung zu helfen und für die Anerkennung interkulturellen Engagements durch Öffentlichkeit und Stadtspitze zu werben.

Als solche pflegt sie oder er Kontakte sowohl zu den Vereinen ausländischer Herkunft wie auch zu den „Etablierten“ und verschafft sich einen fundierten Überblick und wo möglich auch Kontakte zu den Kulturen & Religionen der Stadt – zum einen, um sinnvolle Dialogprozesse anregen zu können, zum anderen aber auch, um in Abstimmung mit den Stadtoberen in Konfliktfällen frühzeitig und allseitig beruhigend, informierend und womöglich moderierend wirken zu können. In Abstimmung mit dem zuständigen Bürgermeister (OB oder Beigeordneten) und den Beteiligten wird sie oder er außerdem die Sitzungen des interkulturellen Ringes und gegebenenfalls Vorlagen für den Gemeinderat mit-vorbereiten.

Ein spannendes und vielfältiges Aufgabengebiet, für das ich mich sofort bewerben würde! ☺

XI. Interkulturelles Engament vernetzen & fördern Der interkulturelle Ring



Stellen wir uns vor: Vertreter verschiedenster Kulturvereine, der Gemeinderatsfraktionen, Institutionen und Religionsgemeinschaften kommen alle zwei, drei Monate zu einem großen,

runden Tisch zusammen, moderiert von einem der Bürgermeister (OB oder Beigeordnetem). Mal steht das Thema „Sprachprobleme bei Jugendlichen“ auf der Tagesordnung, mal die Vorbereitung einer gemeinsamen Initiative oder die Information über ein Vorhaben (das städtische Bürgerfest, den Bauantrag für eine Moschee usw.)¹³

Nun darf gefragt, diskutiert und beraten werden – und die ersten, positiven Aspekte eines solchen Ringes wären dann eben auch das gegenseitige Kennenlernen (Vernetzen), der Meinungs- und Informationsaustausch und das Gefühl, miteinander in der Einen Stadt zu wirken. Daneben aber ist eine sinnvolle Arbeit hier viel eher möglich, weil die ehren- und hauptamtlich Aktiven hier zusammenkommen; statt wie bisher kaum noch legitimierte „Vertreter“ ihrer Nationalität, die manchmal im Vereinsleben der eigenen Gruppe kaum eingebunden sind, haben wir nun jene Menschen am Tisch, die in ehrenamtlichen Strukturen Verantwortung tragen und schon von daher konkrete Fortschritte sehen wollen.

In der Finanzausstattung reicht ein Etat, wie er heute auch bereits den meisten Ausländerbeiräten zugestanden (und meist gar nicht mehr abgerufen) wird.

Das teure und letztlich unnötige Wahlverfahren entfällt; die Zusammensetzung des Ringes würde vom Gemeinderat beschlossen – grundsätzlich kann sich jeder Verein und jede Institution, die zum Zusammenleben etwas beitragen will, um eine Mitgliedschaft bewerben.

Es ist davon auszugehen, dass sich das Modell des IKR in jeder Stadt und jeder Gemeinde etwas anders entwickeln würde – doch Prozesse der Diskussion und des Nachdenkens, des gemeinsamen Gestaltens von „unserer Stadt“ wären wohl in jedem Fall zu erwarten, auch könnten sich die „Angekommenen“ endlich nicht mehr als „Ausländer“ ausgegrenzt, sondern als Teil der Stadt „aufgenommen“ fühlen – und das wäre gegenüber dem heutigen Stand sicherlich ein großer Fortschritt!

Als Anregungen auch für übergreifende Initiativen interkultureller Kommunalpolitik eignen sich z.B. auch die leicht verfügbaren und nach Staatsangehörigkeit getrennt erfaßten Schülerzahlen Ihrer Gemeinde – tabellarisch und grafisch aufbereitet, können sie manche Diskussion auslösen und ein gemeinsames Bewußtsein für notwendiges Handeln schaffen! (→ Anlagen)

Einen letzten, positiven Seiteneffekt aus dem Bereich, in dem ich mich selbst nun einmal am meisten engagiere, möchte ich jedoch nicht verschweigen. Wir haben in Deutschland das Problem, dass ein großer Teil der islamischen Verbände Ableger ausländischer Organisationen sind, die nicht selten im Innenverhältnis noch recht autoritär geführt werden, untereinander bisweilen heftig konkurrieren und sich bisweilen auch eher an „importierten“ Zielen, Strategien und Ansätzen ausrichten. Interessanterweise ist zu beobachten, dass das föderale System der Bundesrepublik, das den Ländern zentrale Funktionen der Kultur- und Bildungspolitik zuweist, selbst sehr traditionale Verbände zu einem ersten Schritt der „Dezentralisierung“ geführt hat; nämlich zur Gründung von Landesverbänden mit wachsendem Gewicht.¹⁴ Sollten sich jetzt die Kommunen als zunehmend aktivere und interessantere Gestaltungsebene erweisen, so ist mit ähnlichen Entwicklungen hin zu einer durch eigene Erfolg zunehmend pragmatisch-aufgeschlossenen und selbstbewußteren Basis zu erwarten; auch dies keine graue Theorie, sondern eine Tendenz, die ich gerade von den jungen, hier bereits aufgewachsenen Muslimen in immer größerer Zahl berichten kann!

¹³ Wem die Vorstellung schwerfällt – die „klassischen“ Einwanderungsländer Großbritannien und U.S.A. kennen bereits seit vielen Jahren das erfolgreiche Modell der „City Religious Councils“ in immer mehr Städten.

¹⁴ Schön zu beobachten bei der Süleymanci-Bewegung (VIKZ), aber auch etwa bei Milli Görüs und anderen!

Schlußwort

Eine der schönsten Begründungen, den Muslime für ihr Fasten nennen, lautet: „Wer selbst den Hunger kennt, wird auch Mitleid mit anderen Hungernden haben.“ Ich möchte dies auch auf das Thema dieses Features erweitern: „Wer einmal Ausgrenzung erlebt hat, wird den Hunger nach >Zugehörigkeit< besser nachvollziehen können.“

Bei all den unzähligen, vertrauten Gesprächen auch mit zunächst unnahbaren Jugendlichen ausländischer Herkunft habe ich keinen gefunden, der „fremd“ bleiben wollte in dieser deutschen Gesellschaft, von der die meisten –bei aller Kritik- oft uneingestanden eine sehr hohe Meinung haben. Doch sie wollen dazugehören „mit“ ihrer jeweiligen Identität, Herkunft und Kultur, die sie nicht ablegen wollen noch können – und viele haben sich durch häufige Ausgrenzungserfahrungen zurückstossen lassen in eine vertrotzt-unglückliche Subkultur zwischen allen Stühlen.

Denn Fremdenfeindlichkeit, so erfahre ich von ihnen immer wieder, zeigt sich in Deutschland nur selten offen, plakativ; da gesellschaftlich geächtet, kleidet sie sich lieber in Nuancen, herablassende Vorurteile, nichtöffentlich verbreitete Gemeinheiten und leider auch heimliche Sympathie für Rechtsradikale. Gegen diese schleichende, gedankliche, sprachliche und auch strukturelle Ausgrenzung können sich die wenigsten der jungen Leute wehren; also ziehen sich viele, zu viele, zurück.

Aber „Mitleid“ ist das Letzte, was sie wollen und brauchen; denn auch das Mitleid kann eine Form der Herablassung, Entwürdigung und Entmündigung annehmen. Die meisten der jungen Menschen, die ich kennenlernen und mit denen ich zusammenwirken durfte, wollten ausdrücklich nicht „Mitleid“ – sondern Anerkennung!

Und nicht wenige waren bereit, sich dafür dann auch zu engagieren, etwas zu tun, auch sich selbst zu öffnen und eigene Vorurteile zu hinterfragen – auf der Suche nach echten Wurzeln in einer, ihrer Heimat und nach einer eigenen Identität, mit der sie Achtung finden bei ihren Eltern, bei der Gesellschaft, bei sich selbst. Muslime haben dabei nicht nur die Fragen von Herkunft, Paß und Sprache zu meistern, sondern auch das Stigma einer in der westlichen Öffentlichkeit vielfach verachtet-gefürchteten Religion und Kultur und auch von familiären Traditionen, die bisher eher auf Zusammenhalt und Bewahrung ausgerichtet waren als auf individuelle Entfaltung und Bildung. Das die Zentralräte von Juden und Muslimen ihre erste, gemeinsame Tagung 1998 im Orient-Institut Hamburg unter dem bitteren Titel „Gemeinsam fremd?“ abhielten, halte ich für bezeichnend, dass diese gemeinsame Tagung mit großem Erfolg stattfinden konnte, für eine Hoffnung.¹⁵

Denn: wenn es uns gelingt, allen und insbesondere den jungen Menschen in unserem Lande zu vermitteln, dass sie eine wirklich unglaublich große Chance haben, gemeinsam zu Frieden, Glück und Entwicklung dieser Einen Welt etwas beizutragen, werden wir auf allen –also gerade auch den „alteingesessenen“- Seiten „Gewinner“ haben.

Aber um gemeinsam handeln zu können, braucht es ein Bewußtsein, auch etwas „gemeinsam“ zu haben – und viel näher als alle abstrakten und mythenschweren Ferngebilde wie „Staat“, „Nation“ oder „Zivilisation“ steht gerade jungen Menschen der konkrete Ort ihres Lebens, ihres Aufwachsens – ihre Gemeinde oder Stadt!

Hier, direkt vor Ort, entscheidet sich, ob Menschen ihren „ersten Schritt“ aufeinander zu tun, hier, zwischen den Menschen, entscheidet sich das Schicksal der großen Entwürfe vom Weltfrieden! Spitz formuliert: zum „Weltethos“ der Theologen und Politiker braucht es das „Dorfethos“ an der Basis!

Diese Verantwortung, vor allem aber auch diese Chance der Kommunalpolitik aufzuzeigen, war Sinn und Ziel dieses Features.

¹⁵ Der un-be-dingt! lesenswerte Tagungsbericht „Juden und Muslime – In Deutschland gemeinsam fremd?“ ist seit einigen Wochen im Buchhandel erhältlich.

Thesenpapier zu: Heimat & Identität – Knappe Güter unserer Zeit

1. Wo immer Menschen sich zunächst „fremd“ sind, treten Ängste auf. Diese sind materieller und immaterieller Natur. Menschen fürchten um ihr Geld und ihre Arbeitsplätze, aber auch um Werte wie ‚**Heimat**‘ und ‚**Identität**‘, wobei sich um letztere bewußt & unbewußt auch Aspekte wie Sprache, Kultur, Kleidung, Stadtbild, Geschichte und Religion gruppieren.
2. Die gegenseitige Verlustangst kann schnell und auch unbewußt als „bedrohlich“ empfunden werden, was den Rückzug in die je eigene Gruppe, Ausgrenzung und Abschottung sowie das Entstehen von Furcht & Vorurteilen begünstigt.
3. Um diese Verlustängste abzubauen, reichen moralische Appelle nicht aus, sondern vielmehr müssen für beide Seiten Chancen & Gewinn von Begegnung & Zusammenwirken konkret erkennbar werden!
4. Dies wird bei Heimat und Identität dort möglich sein, wo man den Menschen zwischenmenschliche und auch gedankliche *Verknüpfungen* anbietet, die aufzeigen, dass die Abstände nicht unüberbrückbar sind und dass der Kontakt mit „den anderen“ auch für die eigene Identität und Heimat Bestätigung und Bereicherung sein kann.
5. Ein konkreter, kommunaler Ansatz hierzu kann die Wiederentdeckung der **„Stadtbürgerschaft“** sein, da sie im konkreten Leben der Menschen ansetzt.
6. Wo aus „Ausländern“ „Stadtbürger“ werden, wird das „die“ und „wir“ zu einem neuen „Wir“, zu Ansätzen einer gemeinsamen, bürgerschaftlichen Identität. Zumindest von offizieller Seite wird dadurch die sprachliche und strukturelle Ausgrenzung abgebaut, gemeinsames Engagement ‚logischer‘. (→ ‚Identität‘ weitet sich)
7. Ein neuer Blick auf die *Stadtgeschichte* wird möglich: historische Verknüpfungspunkte können genauso neuentdeckt werden wie die neuere Stadtgeschichte, zu denen die Vertriebenen und später die Immigranten seit Jahrzehnten Vielfältiges beitragen. Über Vorträge, Ausstellungen und Bände der Stadtgeschichte kann dies in die (gesamte!) Bürgerschaft ansprechend transportiert werden. (→ Heimatbegriff weitet sich)
8. Aus der sprachlichen & gedanklichen Neukonzeption kann auch die dringend notwendige Reform der überholten „Ausländerarbeits-Strukturen“ wachsen: statt dem Ausländerbeauftragten der **Beauftragte für interkulturelles Bürgerengagement**, statt dem Ausländerbeirat der **Interkulturelle Ring**.
9. Wo in Städten & Gemeinden ein Bewußtsein für die Zugehörigkeit zu einer *gemeinsamen Bürgergesellschaft* und *einer Heimat der Vielfalt* wächst, wird dies natürlich auch auf die Konstrukte überregionaler, nationaler, europäischer und religiöser Identität positiv einwirken. Wer „daheim“ Vielfalt als Bereicherung konkret erlebt hat, ist fit für das gelingende Zusammenwirken mit Menschen anderer Herkunft und Kultur und damit die Herausforderungen der Zukunft auch auf „globalerer“ Ebene.
10. In einer echten Demokratie sollen Engagement und politische Kultur „von unten“ her wachsen; eine Erfahrung und ein Erleben, dass wir nicht nur den Neu-Angekommenen, sondern einfach allen Menschen in unserem Lande immer wieder wünschen und zu dem wir beitragen sollten.